



Reader zum Workshop

MINT – Zukunft schaffen.
Innovation und Arbeit
in der modernen Gesellschaft

Eine Veranstaltung in der Reihe
„Leipziger Gespräche zur digitalen Gesellschaft“

Mit Unterstützung durch das Netzprojekt
am Institut für Informatik der Universität Leipzig sowie den
Rohrbacher Kreis der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen.

gdmkk.de – Gesellschaft für digitale Medien, Kunst und Kultur

Leipzig, September 2011

Inhalt

Vorwort der Veranstalter 2

Programm 3

Basistext zum „Interdisziplinären Gespräch“

Hubert Laitko: Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Denken und die Entwicklung der Menschheit in den letzten 400 Jahren: Evolution und der Einfluss der „western science“ 4

Weitere Texte

Rainer Thiel: Was ist Dialektik? Eine kritische Betrachtung an Hand des Buchs „Materialistische Dialektik“ von Herbert Hörz. 17

Hans-Gert Gräbe: Wie der kleine Philosoph die Welt veränderte. Eine Variation auf die 11. Feuerbachthese 44

Vorwort der Veranstalter

In den *Leipziger Gesprächen zur digitalen Gesellschaft* werden verschiedene Dimensionen der heutigen Krisen- und Wandlungsprozesse diskutiert. Der Herausforderung, auf einen Pfad nachhaltiger Entwicklung im Einklang mit der – natürlichen, kulturellen und sozialen – Umwelt und Mitwelt einzuschwenken, kann nur mit einem ganzheitlichen Wandlungsprozess begegnet werden, der global zu denken, aber lokal politisch zu gestalten ist. Hierfür ist das Zusammendenken und Zusammen-Denken bisher getrennt vorgetragener Argumente und Begründungszusammenhänge an einem gemeinsamen Ort unabdingbar.

In diesem Zusammendenken haben große Natur- und Technikwissenschaftler immer wieder wichtige eigene Akzente gesetzt, die oft das Ergebnis der Synthese profunder Kenntnis moderner natur- und technikwissenschaftlicher Entwicklungen und der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Verantwortung als Wissenschaftler waren. Dieser guten kritischen Tradition sieht sich auch dieser Workshop verpflichtet.

Mit der Initiative *MINT – Zukunft schaffen* der Bundesregierung wird nun auch durch die offizielle Politik die herausragende Bedeutung von Natur- und Technikwissenschaften für die Zukunft eines stark technisch-kulturell geprägten Gemeinwesens betont, wenn auch vordergründig unter der – nicht allein demografisch induzierten – Hiobsbotschaft „uns gehen die Fachkräfte aus“. Damit wurde zugleich ein gesellschaftlicher Diskursraum mit bereits erheblicher Resonanz aufgespannt, mit dem ein weiteres Mal der Geist technischer Kreativität und Innovativität beschwört werden soll. Kritische Töne über Versäumnisse im Ausprägen von Rahmen, Bedingungen und Richtung einer solchen Kreativität sind dabei kaum zu hören.

Mit unseren Veranstaltungen soll diesen Defiziten begegnet, der Faden früherer Diskussionen aufgegriffen, dem Diskurs ein Ort gegeben und dem Wort kritischer Natur- und Technikwissenschaft Gehör verschafft werden.

Mehr zu den Veranstaltungen auch auf der Webseite

<http://www.dorfwiki.org/wiki.cgi?HansGertGraebe/LeipzigerGespraechen/2011-09-22>

Hans-Gert Gräbe, Netzprojekt, Universität Leipzig
Ingo Gröpler-Röser, GdMKG Leipzig

Programm

Interdisziplinäres Gespräch *Innovation und Kreativität. Transformationen in Wissenschaft und Gesellschaft*

Zeit: Freitag, 23. September 2011, 10-15 Uhr

Ort: Neuer Senatssal der Universität Leipzig,
Ritterstraße 26, 04109 Leipzig

Grundlage des Gesprächs ist der Aufsatz

Hubert Laitko: Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Denken und die Entwicklung der Menschheit in den letzten 400 Jahren: Evolution und der Einfluss der „western science“.

Buchlesung „Neugier, Liebe, Revolution“ mit dem Autor Rainer Thiel

Zeit: Freitag, 23. September 2011, ab 18 Uhr

Ort: Café im Haus der Demokratie,
Bernhard-Göring-Straße 152, 04277 Leipzig.

Philosophie und Technik. Rainer Thiel zum Geburtstag

Zeit: Samstag, 24. September 2011, 10-15 Uhr

Ort: Elektrotechnische Sammlung am Umspannwerk Markkleeberg,
Mönchereistraße 2, 04416 Markkleeberg

Begrüßung

Laudatio – Hans-Gert Gräbe, Leipzig

Führung durch die Einrichtung

Eingangsbeitrag von Rainer Thiel

Debatte im Plenum

Im Anschluss besteht die Möglichkeit, zusammen mit dem Jubilar zu feiern.

Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Denken und die Entwicklung der Menschheit in den letzten 400 Jahren: Evolution und der Einfluss der „western science“

Hubert Laitko, Berlin

Schriftlich vorgelegter Beitrag zur Konferenz des
International Network of Scientists and Engineers
for Global Responsibility (INES) in Stockholm im Juni 2000

Übersetzt aus dem Englischen von Hans-Gert Gräbe

P. J. Bowles, der 1992 erstmals eine übergreifende Geschichte aller Zweige der Wissenschaften unter Berücksichtigung verschiedener Aspekte unserer natürlichen Umwelt von Geologie und Geochemie bis zu Biologie und Ökologie publizierte¹, bemerkte in der Einleitung, dass der Gegenstand seiner Untersuchung zu betrachten sei in Beziehung zur „wechselnden Haltung der westlichen Zivilisation zu Umweltfragen ... Wissenschaft ist dabei oft Teil des Problems: Die Fragmentation in Professionen symbolisiert den materialistischen Trend modernen Denkens, den Wunsch, die Natur selbst in separate Teile aufzuteilen, von denen jedes isoliert studiert und um kurzfristiger Vorteile willen ausgenutzt werden kann“. Zum Ende des 20. Jahrhunderts hin sah Bowles nicht nur philosophische oder epistemologische, sondern vor allem praktische Gründe, „einen Sinn für die Einheit der Natur wiederzubeleben“, der Wissenschaftler davon überzeugen möge, „ihre Gewohnheit, alles zu zergliedern, zu überdenken“. Der historische Exkurs möge „die Hoffnung bestärken, dass eine neue, verantwortungsvollere Wissenschaft von der Umwelt nicht von der Natur der Wissenschaften selbst unmöglich gemacht wird“.

Bowles' Aussage trifft den Kern der Sache: Wissenschaft – als das wichtigste und effektivste Mittel zur Erforschung der globalen Probleme der menschlichen Existenz und zur Bestimmung sinnvoller Wege zur Überwindung dieser Probleme – ist zur gleichen Zeit Teil der Probleme, die sie zu lösen angetreten ist. Das kann als externer, sichtbarer Ausdruck einer unsichtbaren, tief wurzelnden Dualität angesehen werden, welche die moderne Wissenschaft als eine Form menschlicher Tätigkeit charakterisiert. In epistemologischen Termini, jenseits ethischer Implikationen, können wir dies als Gegensatz von analytischem und synthetischem Zugang beschreiben. Natürlich ist die moderne Wissenschaft ein gewichtiges Mittel sowohl der Synthese als auch der Analyse, und die Geschichte der Wissenschaften kennt viele große synthetische Theorien, von Newtons Mechanik bis zu Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie. Dennoch gibt es keine Symmetrie zwischen den analytischen

¹P. J. Bowles: *The Fontana History of the Environmental Sciences*. London 1992, pp. XIV - XV.

und synthetischen Aspekten im wissenschaftlichen Fortschritt. Gewöhnlich dominiert die analytische Seite, die mehr und mehr entwickelte Zerteilung der Realität. Bevor eine große theoretische Synthese – in wissenschaftlichem und nicht spekulativem Verständnis – erfolgreich sein kann, muss eine Vielzahl von Daten produziert werden, und die Produktion von Daten ist hauptsächlich mit aktivem Eingriff in die Natur verbunden. Dasselbe gilt (nur in viel größerem Umfang) für die Anwendung wissenschaftlicher Ergebnisse zu praktischen Zwecken. Sicher, die Beziehung zwischen theoretischer Synthese und Datenproduktion ist keine Einbahnstraße – tragfähige Theorien öffnen neue Möglichkeiten der Erforschung der Natur –, dennoch sind die größten Bemühungen auf die Produktion von Daten gerichtet, welche die verfügbaren theoretischen Rahmen überschreiten und so den wissenschaftlichen Fortschritt in Bewegung halten. Die vorherrschende analytische Einstellung der Wissenschaften, zusammen mit einem kulturellen und sozialen Hintergrund, der Natur als durch Menschen zu kontrollierende und für menschliche Zwecke auszubeutende Realität betrachtet, mag die (wenigstens teilweise) Verantwortung der modernen Wissenschaften für die heutigen globalen Risiken und Unwägbarkeiten erklären.

Das wohl verblüffendste Merkmal der modernen Wissenschaften ist deren unaufhaltsames Wachstum, das mit dem endlosen Wachstum der Ökonomie korrespondiert, welches als unverzichtbare Voraussetzung für ein gutes und lebenswertes Dasein aller Bewohner unseres Planeten weithin anerkannt ist und dennoch mit ständig wachsender Intensität große soziale Ungleichheiten erzeugt. Unaufhörlich wächst der Bestand an Kenntnissen, über welche die Wissenschaften verfügen, und es wächst ebenfalls – durchschnittlich, nicht unbedingt überall und immerzu – Input, Ausdehnung und Output wissenschaftlicher Aktivitäten. Die meisten Charakteristika der modernen Wissenschaften sind heute soziale Massenphänomene – die Zahl der Studenten und Wissenschaftler, die Zahl der Universitäten und Forschungseinrichtungen, die Zahl der Zeitschriften, Aufsätze, Zitate, Querverweise und so weiter – und spannen ein Feld von Statistiken auf, in denen sich der Einzelne aufzulösen scheint. Die Janusköpfigkeit von Wissenschaft führt dazu, dass zusammen mit dem wachsenden Umfang der Errungenschaften auch die sozialen Risiken sich ausdehnen und neue Qualitäten erreichen. In den 30er Jahren hat der gut bekannte britische Kristallograph J. D. Bernal – höchst beunruhigt vom Einfluss der Großen Depression auf die Wissenschaften wie auch von den enger werdenden Verflechtungen zwischen Wissenschaft und Militär am Vorabend des zweiten Weltkriegs – die Idee entwickelt, dass ein so mächtiger Akteur wie die modernen Wissenschaften einer angemessenen Kontrolle durch die menschliche Gesellschaft unterworfen sein muss, die durch Wissenschaftler mit sozialem Verantwortungsbewusstsein selbst unterstützt wird, und dass es dazu notwendig ist, eine „Wissenschaftswissenschaft“ zu begründen, welche Mittel der Wissenschaften anwendet, um Wissenschaft selbst mit all ihren Vorteilen und Gefahren zu untersuchen. Genauer gesagt war Bernal eher ein hoch begabter Sprecher einer breiten Bewegung unter den zeitgenössischen Wissenschaftlern als der einzelne Erfinder eines neuen Untersuchungsgegenstands, aber er war der Autor der ersten umfassenden Monographie² zu diesem Gebiet – ein klassisches Buch, welches leider

²J. D. Bernal: *The Social Function of Science*. London 1939; für historische details siehe H. Steiner: *John Desmond Bernal (1901-1971)*. – In: J. D. Bernal: *Die soziale Funktion der Wissenschaft*. Hrsg. von

durch den Krieg seiner wohl-verdienten Wirkung beraubt wurde. 25 Jahre später schrieben M. Goldsmith und A. Mackay ein Buch, um an Bernal und sein Werk zu erinnern, das einen Übersichtsartikel von Bernal selbst enthält; Bernal betonte die Notwendigkeit einer verantwortungsvollen Strategie für Forschungen, die auf einer Wissenschaftswissenschaft basiert, und er charakterisierte das Aufkommen einer Wissenschaftswissenschaft als eine wirklich sensationelle wissenschaftliche Innovation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Projekt einer Wissenschaftswissenschaft war ethisch und politisch konnotiert mit dem Aufkommen wissenschaftspolitischer Untersuchungen und führte zur Institutionalisierung letzterer³.

Allerdings war das endgültige Ergebnis, allgemein gesprochen, eher entmutigend. In den Jahrzehnten der Systemkonfrontation und des Wettbewerbs zwischen Ost und West florierte die Wissenschaftswissenschaft unter beiden im Wettbewerb stehenden politischen Systemen, aber der Kollaps der Sowjetunion und ihrer Satelliten wurde von einem merklichen Rückgang des Interesses und des Engagements für wissenschaftliche Untersuchungen begleitet – ein rätselhafter Fakt auf dem Hintergrund der allgemeinen Überzeugung, dass wir an der Schwelle einer „Informationsgesellschaft“ oder „Wissensgesellschaft“ stünden, die ja gewöhnlich von wachsenden sozialen Auswirkungen und einer wachsenden sozialen Achtung der Wissenschaften ausgeht. Es kann nicht bestritten werden, dass Bernals Voraussagen nicht eingetroffen sind – vorausgesetzt, er hat sie selbst als Voraussage von Dingen verstanden, die kommen werden. Es erscheint mir aber logischer, dass er seine Aussagen eher als Appell an die Gesellschaft im Allgemeinen und an die weltweite Gemeinschaft der Wissenschaftler im Speziellen verstanden wissen wollte. Dann müssen wir aber annehmen, mehr als 50 Jahre nach dem Buch *The Social Function of Science*, dass Bernals eindringlicher Appell sowohl innerhalb der Wissenschaftsgemeinde als auch in der heutigen Wissenschaftspolitik unentschuldig unterschätzt und vernachlässigt wurde.

Allein der Fakt, dass wissenschaftliche Kenntnisse dauernd voranschreiten – obwohl die Wachstumsmuster für verschiedene Indikatoren und auf verschiedenen Wissenschaftsgebieten sehr verschieden sind⁴ – kann als eine Art Fundmentalkonstante in einer Zeitspanne der menschlichen Entwicklung gesehen werden, die eher durch das Fehlen großer und zündender Ideen über die Zukunft der Menschheit charakterisiert und durch ein diffuses, weit verbreitetes Gefühl von Unsicherheit und Ungewissheit über die möglichen Konsequenzen der Globalisierung geprägt ist. In ihren fortgeschrittensten Bereichen hat die Produktion wissenschaftlicher Ergebnisse bereits einen Rhythmus und eine Stabilität erreicht, die mit dem technologischen Regime einer automatisierten Fabrik verglichen werden kann – eindrücklich illustriert durch die atemberaubende Geschwindigkeit der Entschlüsselung menschlicher DNA-Sequenzen im Human Genome Project⁵. Im 19. Jahrhundert wurde die

H. Steiner. Berlin 1986, S. XV - XLII.

³Vergleiche etwa die Aufsätze im dritten Kapitel von *Science of science and science policy in: 1939 – J.D. Bernals The Social Function of Science* – 1989. Hrsg. von H. Steiner. Berlin 1989, pp. 320-455.

⁴R. Wagner-Döbler: Wachstumszyklen technisch-wissenschaftlicher Kreativität. Eine quantitative Studie unter besonderer Beachtung der Mathematik. Frankfurt a.M./New York 1997.

⁵J. Davis: Mapping the Code. The Human Genome Project and the Choices of Modern Science. New

gemächliche Geschwindigkeit von wissenschaftlichem Fortschritt noch hauptsächlich als unproblematisch wahrgenommen, als Garant einer lichten Zukunft in Frieden, Gerechtigkeit und Wohlstand. Sozialistische Bewegungen betrachteten die Wissenschaften oft als ihren natürlichen Verbündeten⁶; es war ein Allgemeinplatz, den mit der Darwinschen Theorie als zwangsläufig betrachteten Fortschritt in der lebenden Natur mit progressiven Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft zu verbinden, welche durch ständige Evolution unter Anwendung der Wissenschaften oder gar durch radikales revolutionäres Umwerfen der existierenden politischen und ökonomischen Strukturen erzeugt werden. Selbst die wachsenden Destruktionspotenziale moderner Waffensysteme als eine Konsequenz wissenschaftsbasierter Aufrüstung wurde in das allgemein optimistische Bild integriert. A. Nobel, der eine Kategorie des berühmten, aus seinem Erbe finanzierten Preises für Friedensaktivitäten bestimmte, war vollkommen überzeugt davon, dass die Entwicklung von immer schrecklicheren Waffen mögliche Aggressoren zügeln und so einen stabilen Frieden sichern wird⁷ (ein Argument, das immer wieder – aber ohne Nobels aufrichtigen Glauben – verwendet wird, um Wettrüsten im 20. Jahrhundert zu rechtfertigen). Gleich nach dem zweiten Weltkrieg, als Wissenschaftlern die schrecklichen Wirkungen von chemischen, biologischen und nuklearen Waffen noch in unmittelbarer Erinnerung waren, diese einflussreiche Friedens- und Abrüstungsbewegungen initiierten und das Ende oder wenigstens eine strikte Kontrolle aller militärischen Forschung und Entwicklung einforderten, galt als allgemeine Überzeugung, dass die freie und immer weiter wachsende Ausnutzung der Wissenschaften für zivile Zwecke ein Garant für eine Zukunft in Glück und Überfluss materieller und ideeller Güter für alle Menschen sei, wenn nur die Nutzung der Wissenschaften für Kriegsführung gebannt werden kann. Das „friedliche Atom“, das ruhelos in Energiestationen überall auf der Erde tätig ist, wird Energie für jedermann in einem solchen Überfluss produzieren, dass frühere Ungleichheiten in der Verteilung des Reichtums fast bedeutungslos werden; das war eine tiefe Überzeugung selbst kritischer Wissenschaftler.

Wir mussten erst die Berichte an den Club of Rome in den frühen 70ern lesen und die Erfahrung einer Reihe von Katastrophen mit wissenschaftsbasierten Technologien machen, kulminierend in der Tschernobyl-Katastrophe 1986, um zu verstehen, dass es für die Bewältigung der fundamentalen Probleme der Beziehungen zwischen modernen Wissenschaften und heutiger Gesellschaft in keiner Weise ausreichend ist, dass es gelingt, die Anwendungen der Wissenschaften allein auf friedliche Zwecke beschränken zu können. Zwischen Gebrauch und Missbrauch von Wissenschaft zu unterscheiden – so weit das überhaupt möglich ist in einer Zeit, wo mehr und mehr Produkte und Technologien für einen „dual use“ tauglich sind – ist wichtig, aber es ist nicht mehr als die Spitze des Eisbergs, weil auch nützlicher Gebrauch der Wissenschaften unvermeidbar mit Ambivalenzen belastet ist.

York 1990.

⁶W. Lefèvre: Darwin, Marx und der garantierte Fortschritt. Materialismus und Entwicklungsdanken im 19. Jahrhundert. MPI für Wissenschaftsgeschichte. Preprint 89. Berlin 1998.

⁷So sagte Nobel 1892 zu Bertha von Suttner, dass wahrscheinlich seine Fabriken eher als ihre Kongresse die Zeit der Kriege beenden würden: Wenn zwei Armeekorps in der Lage sind, sich gegenseitig in einer einzigen Sekunde zu vernichten, werden alle zivilisierten Nationen abrüsten und sogleich alle ihre Truppen auflösen. Siehe H. Kant: Alfred Nobel. Leipzig 1983, S. 94.

Seither wird das fortgesetzte Wachstum nicht nur als Verheißung wahrgenommen wie in der Vergangenheit, sondern gleichzeitig auch als ein Risiko und eine Herausforderung. Die ganze Entwicklung wird oft gesehen wie der Ablauf eines Naturgesetzes, als Aneinanderreihung von Fakten („Sachzwang“), ein Ablauf, der in keiner Weise geändert werden kann und als gegeben hinzunehmen ist, um geeignete Wege der Anpassung an das Unvermeidliche zu finden. Kein einziges Moratorium für öffentlich kritisierte Forschungsrichtungen scheint zu greifen. „There is no alternative“ – ein Spruch, der fast ein Jahrhundert nach dem Zusammenbruch des klassischen Determinismus im Weltbild der Physik unter Politikern zu den meistgebrauchten Slogans gehört, wenn sie ihre Ideen über die Zukunft verkünden. Das Setzen von Prioritäten, die Härte des Wettbewerbs, die Jagd nach Profit versprechenden Talenten (ein aufschlussreiches Beispiel ist die sogenannte Greencard-Aktion für IT-Spezialisten in Deutschland) geht in der gleichen Intensität weiter wie je zuvor. Wir stehen vor der Erscheinung einer gesetzesgleichen Notwendigkeit, und die Voraussetzungen, die Situation zu meistern, sind eher schlecht, in jedem Fall nicht so gut wie in den 70ern und 80ern, als das Projekt der Wissenschaftswissenschaft noch florierte.

Dennoch hält die vergangene Periode der Systemkonfrontation eine wichtige historische Lehre bereit. Die Art Quantenphysik etwa, wie sie von Fok in Leningrad oder Rahman in New Delhi betrieben wurde, war nicht sehr verschieden von der Art Quantenphysik, über die man in Heisenbergs Büchern oder in den berühmten Feynman-Vorlesungen lesen konnte – aber der soziale Kontext wissenschaftlicher Arbeit in verschiedenen Teilen der Welt war signifikant unterschiedlich, und so waren es auch die sozialen Implikationen von Wissenschaft. In anderen Worten: ein und dieselbe Wissenschaft bringt offensichtlich alternative und sogar gegensätzliche Möglichkeiten mit sich, und die im Wettbewerb befindlichen Gesellschaften können – aus einer epistemologischen Perspektive gesehen – als experimentelle Anordnungen gesehen werden, die von der Geschichte erzeugt wurden, um die Alternativen auszuloten, die in den Wissenschaften selbst enthalten sind. Die Lehre ist, dass wir alternative mögliche Pfade der Entwicklung von Wissenschaft auch in homogenen Gesellschaftstypen (wie den westlichen kapitalistischen Demokratien) erwarten sollten, auch wenn diese besser versteckt sind unter der Decke von scheinbar unveränderlichen Trends.

Im Wesentlichen dieselbe Lehre kann aus der Geschichte der Wissenschaften gezogen werden. Unter Wissenschaftlern wird die Vorstellung weithin geteilt, dass die Art von Entwicklung, das Merkmal des Wachstums, die allgemeine Methode zu denken (wissenschaftliche Rationalität) stets dieselbe waren, und dass sich allein die Präzision unseres Wissens, die Menge der verlässlichen Resultate, die Ausdehnung wissenschaftlicher Aktivitäten und die Geschwindigkeit des Wachstums deutlich geändert haben. Als D. J. de Solla Price begann, Wachstumsprozesse in den Wissenschaften mit Hilfe quantitativer, besonders statistischer Methoden zu studieren (der Beginn der später so genannten Szientometrie), fand er für verschiedene Arten von Indikatoren, die er benutzte (Zahl der Publikationen, der Wissenschaftler, der Universitäten usw.) erstaunlich stabile Wachstumsmuster, die kaum von Kriegen oder Krisen berührt wurden und durch einfache mathematische Funktionen (Modelle mit exponentiellem Wachstum und Sättigung) angenähert werden konnten. Psychologisch betrachtet erfuhren die Menschen die Transformation von der „kleinen“ zur „großen“

Wissenschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als eine Art Explosion, als einen plötzlichen Wechsel von einer Qualität der Wissenschaft zu einer anderen, aber Price erklärt diesen Eindruck als einen Effekt von Unmittelbarkeit, der aus demselben stabilen Wachstumsgesetz resultiert.

Reguläre Zeitreihen über wissenschaftliche Wachstumsindikatoren konnte Price bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen. In jenem Jahrhundert scheint eine Art von Singularität in der Entwicklung der modernen Wissenschaft vorzuliegen. Hier treffen sich die Ergebnisse der quantitativen Untersuchungen mit der traditionellen Idee, dass in diesem Jahrhundert die wirkliche Geburtsstunde der modernen Wissenschaften liege; Denken über Natur in früheren Zeiten wird als vorwissenschaftlich, philosophisch und spekulativ, im besten Falle als reine Faktensammlung („Naturgeschichte“) qualifiziert. Seit etwa 200 Jahren teilte die ganz überwiegende Mehrheit der Naturwissenschaftler (scientists) eine solche Auffassung von Geschichte, während in den Geisteswissenschaften (humanities) die Ideengeschichte eher als kontinuierlicher Perfektionsprozess von der Antike bis heute betrachtet wurde. Entsprechend der allgemeinen Auffassung der naturalists (und ebenfalls mancher Vertreter der Wissenschaftsgeschichte) gab es zu Beginn der modernen Zeit eine große wissenschaftliche Revolution, welche die Herausbildung der modernen Wissenschaft begründete. Es gab wenigstens zwei Geistesriesen jener Revolution: Galileo, der die Methode erfand, und Newton, der die erste konsistente Theorie konstruierte, welche experimentellen Tests zugänglich war sowie Naturphänomene erklären und voraussagen konnte; neben diesen beiden Geistesriesen gab es einen Kreis weiterer herausragender Persönlichkeiten wie Descartes, Leibniz, Kepler, Huygens und andere, so dass die Herausbildung der modernen Wissenschaft als kollektive Errungenschaft interpretiert werden kann. In leicht modifizierter Version kann jede Disziplin ihre eigene Revolution beschreiben, nämlich den Moment, wo die Adoption des mechanischen Modells Gewicht erlangte. So hatte die Chemie ihre glorreiche Revolution – gut zu verbinden mit dem Namen Lavoisier – im späten 18. Jahrhundert, welche die Anwendung physikalischer Methoden (Messungen von Masse, Volumen, Wärme) und Konzepte (Masse-Erhaltung-Gesetz) auf chemische Phänomene mit sich brachte. Der Knackpunkt war, dass für jeden Zweig der Wissenschaften nur eine solche Revolution stattfand, die ein für alle Mal, unumkehrbar ein vorwissenschaftliches vom wissenschaftlichen Stadium des Wissens trennte. Alle vorherigen, auf Aristotelischen Ideen basierende Naturstudien wurden als vorwissenschaftlich klassifiziert.

Werfen wir einen kurzen Blick auf den epistemologischen Kern der Galileischen Wende. Indem er eine neue Kinematik entwarf, verbesserte Galileo nicht einfach die mittelalterliche Mechanik, sondern schuf einen neuen originären Zugang, der im Gegensatz zu seinen Vorgängern stand. Der Schlüssel zum Verständnis der hauptsächlichlichen Innovation, die Galileo in die Methode der Wissensproduktion einführte, ist in seinem berühmten Diktum gegeben, dass das Buch der Natur in der Sprache der Mathematik geschrieben sei. Das Buch der Natur – eine traditionelle Metapher in der christlichen Kultur, welche die Natur als divine creation (natural revelation) mit der Heiligen Schrift vergleicht – liegt offen vor aller Augen, aber Menschen, welche die Mathematik nicht kennen, können es nicht korrekt lesen. Auch wenn die Kenntnis der Mathematik allein nicht ausreicht, um die Na-

tur im Galileischen Sinne zu erforschen, sie ist eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung. Die Naturobjekte sind mit mathematischen Strukturen durch Messungen verbunden, welche die Eigenschaften der Natur in Figuren übersetzen, und die Situationen, in denen Messungen möglich sind, müssen zumindest sorgfältig gewählt, im Allgemeinen aber durch technische Anordnungen und experimentelles Umformen der ursprünglichen Natur künstlich vorbereitet werden. Es war in der Tat eine Revolution im Denken, Prozeduren handwerklicher Kunstfertigkeit in die Erforschung der Natur einzuführen, die bis dahin nur für praktische Zwecke zum Einsatz kamen. Die Macht experimenteller Methoden wurzelt in der kontrollierten Änderung von Natur durch Menschen für kognitive Zwecke, durch Theorien geleitet, die in einer mathematischen Sprache ausgedrückt sind, und das ist verbunden mit der bereits erwähnten Vorherrschaft analytischer Zugänge at the outset, the dissection and compartmentalization of nature. Viele Verbindungen mussten vernachlässigt werden, um eine präzise Beschreibung reproduzierbarer Fakten zu bekommen.

Natürlich war die experimentelle Methode der modernen Wissenschaft in keiner Weise eine persönliche Erfindung von Galileo allein. Das Aufkommen der experimentellen Methode konnte einerseits nur als Suchprozess mit vielen Beteiligten erfolgreich sein, andererseits war Galileos Zugang beeinflusst von Inkonsistenzen und Zugeständnissen an die traditionelle Weise des Denkens. Dennoch ist der historische Galileo besser als jeder seiner Zeitgenossen als Symbol für die Geburt der modernen Wissenschaft geeignet.

Der Widerspruch zwischen Innovation und Tradition kann klar dargestellt werden. Die alte, Aristotelische Naturphilosophie war die direkte theoretische Erklärung der allgemeinen Auffassung, der Alltagserfahrung. Jeder wusste, dass er zum Schieben eines Karrens oder zum Ziehen eines Wagens dauerhaft Kraft anwenden muss, um eine geradlinige gleichförmige Bewegung aufrecht zu erhalten. Deshalb war die entsprechende Aussage der Aristotelischen Physik unmittelbar einsichtig. Andererseits hatte aber niemand je eine Bewegung erfahren, die unbegrenzt ohne dauernde Anwendung von Kraft vor sich ging. Aus einer Alltagsperspektive war es also unmöglich, dem Galileischen Inertialprinzip, einem der grundlegenden Prinzipien der neuen Mechanik, zuzustimmen. J. Mittelstraß⁸ trifft eine prinzipielle Unterscheidung zwischen phänomenologischer und instrumenteller Erfahrung. Phänomenologische Erfahrung, wie sie in der Aristotelischen Physik kodiert ist, kommt direkt aus der Alltagspraxis. Solches Wissen kann niemals der Erfahrung widersprechen; ein epistemisches System, das auf phänomenologischer Erfahrung basiert, enthält keine innere Quelle und keinen Anreiz für Fortschritt. Im Gegensatz dazu produziert Galileos Wissenschaft in künstlichen Anordnungen unter theoretisch und praktisch kontrollierten Bedingungen instrumentelle Erfahrung, die nicht kompatibel ist mit der Alltagserfahrung. Eine Verbindung zwischen beidem existiert nur in einer Richtung. Wissenschaftliche Forschung kann – im Prinzip – phänomenologische Erfahrung erklären, indem sie die Wege ihrer Entstehung analysiert, während die allgemeine Anschauung allein nicht geeignet ist, Wissenschaft zu verstehen. Auf instrumenteller Erfahrung basierende epistemische Systeme sind entwor-

⁸J. Mittelstraß: Galilei als Methodologe. – In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 18 (1995), S. 15-25, hier S. 21-22.

fen, um Widersprüche zwischen Theorie und empirischen Daten festzustellen und zu lösen; damit enthalten sie eine interne Quelle des Fortschreitens⁹.

Gerade diese Eigenschaft bildet die Grundlage für wissenschaftlichen Fortschritt als selbst-determinierenden und selbst-reproduzierenden Prozess, der seine eigenen Pfadabhängigkeiten erzeugt und in einer methodisch (und technologisch) kontrollierten Weise testbare Wissenseinheiten produziert, die akkumuliert (die regelmäßige Substitution obsoleter Daten durch präzisere eingeschlossen) und zu Wissenssystemen kombiniert werden können. Was Price registriert hat, das waren die beeindruckenden externen Effekte dieser bemerkenswerten inneren Eigenschaft der Wissenschaften. Es gibt tiefe und bedeutungsvolle Analogien und Entsprechungen zwischen der systematischen Produktion wissenschaftlicher Daten und der systematischen Ausnutzung rationaler Technologien in der Industrie, und es scheint wesentlich mehr als eine oberflächliche Ähnlichkeit zu sein, dass der historische Weg der modernen Wissenschaften von kleinen experimentellen Kabinetten und bescheidenen Privatlaboratorien des 18. Jahrhunderts zur „big science“ eng mit der Entwicklung der Ökonomie von den Werkstätten der Handwerker über Manufakturen und Fabriken bis hin zu global operierenden Unternehmen korrespondiert. Deshalb muss es erlaubt sein die Frage aufzuwerfen, ob die Wissenschaft in einer post-industriellen Gesellschaft nicht eine grundsätzlich andere Form annehmen muss als die bloße Fortschreibung der „big science“ als genuines Gegenstück der großen Industrie auf der Seite der Wissenschaft.

Wie auch immer – Wissenschaft des Galileo-Typs besitzt eine große Lebens- und Durchdringungskraft, die sich bis zum heutigen Tag in keiner Weise erschöpft hat. Es ist nicht entscheidend, dass die Mechanik der erste Bereich war, in dem die neue Herangehensweise der Erforschung der Natur Einzug hielt; der Vorteil war eher pragmatisch, da hier die epistemische Konstellation recht einfach und klar war. Einmal in der Form der klassischen Mechanik etabliert, hat die Herangehensweise der modernen Wissenschaft schrittweise die anderen Zweige der Physik, Chemie, Technologie, wichtige Teile der Biologie, der Geowissenschaften, Psychologie, Ökonomie und sogar der Soziologie (Sozialwissenschaften) erobert. Zusammen mit internationalem Handel und Kolonialisierung über den ganzen Planeten expandierend hat die moderne („westliche“) Wissenschaft fast ohne Widerstand die traditionellen, eng mit lokalen Kulturen verbundenen Wissensformen verdrängt. Zum Beispiel beginnt Japan – ein Land mit reichen Traditionen auch auf dem Gebiet des Wissens – nach der Meiji Reformation 1868 plötzlich „einen groß angelegten Import westlicher Wissenschaft und entsprechenden Institutionen“¹⁰. Nur ein paar Jahrzehnte später haben sich eine Reihe von Zweigen traditionellen Wissens wie die Japanische Mathematik (wasan) von vitalen Komponenten lokaler Kultur in allein historisch interessante Subjekte verwandelt.

Anfang des 20. Jahrhunderts begann eine Zeit, in der das klare Bild wissenschaftlichen Fortschritts mit neuen Herausforderungen konfrontiert wurde. Während andere Felder noch

⁹G. Böhme, W. van den Daele, W. Krohn (Hrsg.): Experimentelle Philosophie. Ursprünge autonomer Wissenschaftsentwicklung. Frankfurt a.M. 1977.

¹⁰Sh. Nakayama: The History of Science – A Subject for the Frustrated. – In: Science and Society in Modern Japan. Selected Historical Studies. Hrsg. von Sh. Nakayama, D. L. Swain, E. Yagi. Tokyo 1974, S. 3-16, hier S. 13.

dabei waren, ihre eigene Domäne entsprechend dem Modell der klassischen Physik umzubauen¹¹, begannen fundamentale Veränderungen¹² im innersten Kern der physikalischen Theorie, die nicht länger als weitere Fortbewegung in den bisherigen Rahmen interpretiert werden konnten, sondern die als Umbau der Rahmen selbst anzusehen waren. Die Physiker gewöhnten sich in gewisser Weise daran, zwischen der klassischen Physik von Galileo und Newton bis hin zu Maxwell und Helmholtz und moderner Physik zu unterscheiden, die mit Quantentheorie, Spezieller und Allgemeiner Relativitätstheorie sowie den Namen von Planck, Einstein, Bohr und vielen anderen assoziiert wurde. Zögernd kam das Konzept einer wissenschaftlichen Revolution auf, das auf den Übergang von der klassischen zur modernen Physik angewendet wurde. Diese Terminologie zog ein gewichtiges Problem im Verständnis von wissenschaftlichem Fortschritt nach sich. Wenn die Physik wenigstens zwei Revolutionen durchgemacht hat, und die erste von ihnen von einem vorwissenschaftlichen zu einem wissenschaftlichen Verständnis des Wissensgebiets geführt hatte – bedeutet das, dass die zweite Revolution von geringerer Bedeutung ist als die wissenschaftliche Revolution des 17. Jahrhunderts, weil sie eine Revolution innerhalb der Wissenschaft ist, und folglich einige Fundamente der klassischen Physik unberührt lässt? Dies ist eine komplizierte historische Frage, die sich implizit durch den großen Berg von Literatur über das Verhältnis von klassischer und moderner Physik zieht.

Das Problem hatte die Qualität eines Gordischen Knotens, und erst in den 50er Jahren entwickelte ein junger amerikanischer Physiker, der zu den Wissenschaftshistorikern konvertiert war, einen frischen und originellen Zugang, um jenen zu durchschlagen. Sein Name war Th. S. Kuhn und er wurde weltbekannt, als er 1962 sein bemerkenswertes Buch¹³ *The Structure of Scientific Revolutions* publizierte, eine einfallsreiche Studie, die eine Vielzahl von Auflagen und Übersetzung in vielen Ländern erlebt hat. Seine zentrale Idee war, dass reife Wissenschaftsgebiete dazu tendieren, weitgehend geschlossene Paradigmen zu entwickeln, die in der Lage sind, das ganze Wissensfeld zu organisieren und dem Komplex von Forschungen zur Erweiterung der Grenzen des jeweiligen Gebiets Leitlinien zu geben. Wissenschaftler, so Kuhn, nutzen ein akzeptiertes Paradigma nicht wie ein externes Instrument, das man nach Belieben austauschen kann; eher leben sie im Inneren des Paradigmas und schauen auf die Welt durch diese paradigmatische Struktur. Deshalb können rationale Argumente und experimentelle Evidenz ein Paradigma erschüttern, aber sie reichen nicht aus, um einen Wissenschaftler zu überzeugen, es zu verlassen; es bedarf einer Art von „Gestaltwandel“, der die Wissenschaftler von der einen intellektuellen (und sensorischen) Welt in die andere transferiert.

Jeder Zweig der Wissenschaften kann eine Folge von Paradigmen durchlaufen und damit eine Folge von verschiedenen Revolutionen, und er kann dabei eine Zeit lang durch konkurrierende Konzepte charakterisiert sein. Es ist offensichtlich, dass Kuhns Theorie der wissenschaftlichen Revolutionen die starre Unterscheidung zwischen vorwissenschaftlichem

¹¹H.-J. Rheinberger, M. Hagner (Hrsg.): Die Experimentalisierung des Lebens. Experimentalsysteme in den biologischen Wissenschaften 1850/1950. Berlin 1993.

¹²The Emergence of Modern Physics. Hrsg. von D. Hoffmann, F. Bevilacqua, R. H. Stuewer. Pavia 1996.

¹³Th. S. Kuhn: The Structure of Scientific Revolutions. Chicago 1962.

und wissenschaftlichem Wissen abschwächte und das Konzept vom wissenschaftlichen Fortschritt änderte. In der Kuhnschen Perspektive ist zum Beispiel die chemische Revolution des 18. Jahrhunderts nicht als die Herausbildung der Chemie als moderne Wissenschaft durch Lavoisier zu interpretieren, sondern eher als Wechsel von einem chemischen Paradigma zu einem anderen. Inspiriert durch Kuhns Ideen hat E. Ströker¹⁴ ein hervorragendes, subtiles und tief differenzierendes Bild des Übergangs von einer Phlogistischen zu einer Anti-Phlogistischen Chemie erstellt.

In den letzten Jahrzehnten wurde Kuhns Konzept gründlich durch die Mühlen der wissenschaftlichen Kritik getrieben. Aber abgesehen von der Frage der Gültigkeit seiner Theorie im Detail (was hier nicht vertieft werden kann), hat sein couragierter Versuch die eher simple und lineare traditionelle Sicht auf wissenschaftlichen Fortschritt gründlich durcheinander gebracht und die Aufmerksamkeit für konzeptuelle Pluralität und häretische Phänomene in der Geschichte der Wissenschaften vergrößert. Das traditionelle Bild vom Fortschreiten der Wissenschaft war starr und verbunden mit dem Abstecken von Monopolbereichen (das Kriterium der „Wissenschaftlichkeit“). Eine Kuhnsche Sicht andererseits wäre eher nachsichtig und würde Aufmerksamkeit auf alternative Trends in der Wissenschaft richten, die im Schatten der führenden Paradigmen existieren und oft als nur philosophisch, „spekulativ“, pseudo-wissenschaftlich diskreditiert sind. So muss bemerkt werden, dass der Mainstream dominanter analytischer Zugänge immer begleitet war von mehr synthetischen Denktendenzen, die die Komplexität und Einheit der Natur betont haben – Trends, die gewöhnlich marginalisiert wurden und ihren Platz nur an der Peripherie der dominanten Wissenschaftskulturen hatten. Manchmal erreichten sie etwas mehr Sichtbarkeit, etwa in der Zeit der Romantik oder in enzyklopädischen Übersichten wie dem Humboldtschen „Kosmos“. Allgemein dagegen konnten sie sich nur unter dem Mantel der Philosophie in den Randbereichen der Wissenschaften entwickeln; vor allem die dialektische Philosophie agierte lange Zeit als Verteidigerin einer komplexen, integrierten und evolutionären Welt-sicht gegen den analytischen Mainstream der Wissenschaft.

Die verbreitete Einstellung unter Wissenschaftlern zur Dialektik war eine Art von herablassender Ignoranz, die jene als Phänomen wertet, welches außerhalb der Wissenschaften steht und nicht bedeutsam für wissenschaftliche Tätigkeit ist. Dennoch vermag dialektisches Denken als nützlicher Begleiter der Wissenschaft zu agieren, indem sie die Spezialisten dauernd daran erinnert, dass die Beziehungen, die jene aus methodischen Gründen vernachlässigt haben, in der Natur real existieren, und um die Ideen von Komplexität und Evolution lebendig zu halten, bis Wissenschaft selbst so weit entwickelt ist, dass sie sich diesen Gegenständen mit ihren eigenen Instrumenten nähern kann (zum Beispiel die jüngst entstandene Theorie der Selbstorganisation). Dialektik kann sinnvoller als kulturelle Ressource von Wissenschaft betrachtet werden, welche die Herausbildung von Paradigmen, die Interpretation von Theorien, das Design von Forschungsstrategien und die Wahl zwischen verschiedenen Optionen zugunsten von Diversität, Komplexität, Historizität, Einheit von

¹⁴E. Ströker: Theoriewandel in der Wissenschaftsgeschichte. Chemie im 18. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1982.

Mensch und Natur sowie menschlichen Werten beeinflusst.

Die wohl wichtigste Brücke über den Graben zwischen analytischer Wissenschaft und dem Erfordernis einer synthetischen Weltansicht war die Zusammenfügung analytischer Prozesseinheiten zu Merkmalen von zyklischen Strukturen und Interaktionen, mit denen sich Selbstreproduktion (und damit auch dynamische Stabilität) erklären lässt und sogar Selbst-Evolution natürlicher Systeme. Da ist zum Beispiel in den frühen Jahren der modernen Wissenschaft das Kopernikanische heliozentrische System mit der Idee von Planeten, die um die Sonne kreisen, oder die Entdeckung des Blutkreislaufs durch Harvey, später dann das Konzept ökonomischer Gleichgewichte auf der Basis von Austauschzyklen (Quesnay), von Reproduktion (Marx) und Innovation (Schumpeter), das Konzept thermodynamischer Zyklen, das es erlaubt, zwischen reversiblen und irreversiblen Prozessen zu unterscheiden, die Identifizierung vielfältiger Zyklen biochemischer Reaktionen im Metabolismus bis hin zu Eigens Hyperzyklen-Hypothese, die zur Erklärung der Entstehung von Leben herangezogen wird, der Idee von automatisierten Regelungssystemen und Rückkopplung in der Kybernetik und viele andere Beispiele¹⁵. Es kann also behauptet werden, dass ein solches Wissenschaftsverständnis wesentlich den Weg geebnet hat für ein Denken, das in der dialektischen Philosophie in vagen Konturen bereits angelegt ist.

Der wohl größte Triumph komplexen Denkens in zyklischen Abhängigkeiten ist der Aufstieg der Ökologie von einer biologischen Spezialdisziplin zu einem generellen Konzept, welches sowohl verschiedene Wissenschaftsdisziplinen als auch verantwortungsvolle ökonomische und politische Strategien durchdringt und effektive Instrumente für eine kritische Bewertung neuer Tendenzen hervorgebracht hat, mit denen die Mauern sozialer Kontrolle einer entgrenzten und unverantwortlichen Globalisierung niedergerissen werden sollen. Der russische Mineraloge und Geochemiker V. I. Vernadskij¹⁶ hat, als Ergebnis seiner tiefgründigen Studien der Migration chemischer Elemente in der Erdkruste, die Idee einer lebenden Natur und einer menschlichen Gesellschaft als geologischer Agenten entwickelt, das Konzept der Biosphäre eingeführt und das Konzept der Noosphäre des häretischen Theologen und Naturalisten Teilhard de Chardin angepasst¹⁷. Das Ideencluster, welches Vernadskij präsentierte und bereits in den 20er Jahren entwickelte, war ein Kandidat für ein neues Paradigma, das eine Vielzahl von Disziplinen von einem ökologischen Gesichtspunkt aus integriert und die Erde zusammen mit der lebenden Natur einschließlich der menschlichen Gesellschaft auf ihrer Oberfläche als ein subtil ausbalanciertes hyperkomplexes System mit einer Vielzahl von integrierten Zyklen auf verschiedenen Organisationsebenen modelliert. Unter Berücksichtigung des Fakts, dass die Auswirkungen der menschlichen Gesellschaft auf die Natur geologische Dimensionen erreicht haben, schließt Vernadskijs Paradigma die ethische Anforderung ein, dass die Menschheit für die Erhaltung des globalen Gleichge-

¹⁵K. Mainzer: Thinking in complexity. The complex dynamics of matter, mind, and mankind. Berlin 1994; G. Küppers (Hrsg.): Chaos und Ordnung: Formen der Selbstorganisation in Natur und Gesellschaft. Ludwigsburg 1996.

¹⁶P. Krüger: Wladimir Iwanowitsch Wernadskij. Leipzig 1981.

¹⁷V. I. Vernadskij: Einige Worte über die Noosphäre. – In: Biologie in der Schule (Berlin) 21 (1972), S. 222 - 231.

wichts verantwortlich ist. Vernadskijs Ideen hätten die passende Grundlage für Forschungen in globaler Ökologie sein können, aber sie wurden in den westlichen Staaten nicht zur Kenntnis genommen. Deshalb musste der Club of Rome zur Beschreibung des Zustands und der Perspektiven unseres globalen Systems seine eigene Philosophie entwickeln, die manche Ähnlichkeit mit dem Noosphärenkonzept aufweist.

Fast dreißig Jahre nach dem ersten Bericht an den Club of Rome¹⁸ gibt es viele gute Gründe für die Auffassung, dass wir vor der Wahl stehen zwischen grenzenlosem Wachstum und einer nachhaltigen Entwicklung auf der stabilen Grundlage eines globalen Gleichgewichts, und dass nur die zweite Option eine gute Wahl ist. A. King und B. Schneider¹⁹ haben den Übergang zu Nachhaltigkeit als eine „globale Revolution“ charakterisiert, die alle Aspekte menschlichen Lebens einschließlich der Wissenschaften ändern wird. Sie argumentieren, dass die Herausforderungen der globalen Revolution eine Reorientierung von Forschungs- und Entwicklungsprogrammen erfordern sowie einen radikalen Wechsel von Forschungsprioritäten. Die dringendste Meta-Aufgabe für das gesamte System der modernen Wissenschaften muss die Erforschung von Ressourcen und Verfahren kooperativer globaler Regulation sein, die – nach Meinung der Lissabon-Gruppe²⁰ – den unbegrenzten Wettbewerb in der globalen Ökonomie abzulösen haben. Mit ihrer tiefgründigen Kritik²¹ am „Mythos Wachstum“ argumentieren die Club of Rome „Klassiker“, dass eine Gesellschaft im globalen Gleichgewicht, die wenigstens teilweise von materiellen Entbehrungen und der Jagd nach Profit befreit ist, unerwartete Möglichkeiten konstruktiver Kreativität erschließen wird.

Der kognitive Kern der modernen westlichen Wissenschaften, tief verwurzelt in unserem sozialen und ökonomischen System wie auch in unseren kulturellen Traditionen, blieb von Galileos Zeiten bis heute das Subjekt-Objekt-Verhältnis zwischen Mensch und Natur, Distanz und Objektivität ebenso eingeschlossen wie Dominanz und Ausbeutung – eine günstige Beziehung für den Wissenschaftsbetrieb, aber nicht sicher gegen das Risiko, das innere Maß zu verlieren, das durch den einfachen Fakt gegeben ist, dass der Mensch immer Teil der Welt sein wird und nicht die Position eines unbegrenzten außerhalb stehenden Lenkers einnehmen kann. Die globale Ökologie kann als bisher mächtigster Anstoß zur Reformulierung des epistemologischen Zugangs in der Wissenschaft betrachtet werden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Rolle der globalen Ökologie dabei auf eine unter vielen Wissenschaftsdisziplinen reduziert wird. Aber wenn die globale Ökologie das Leitparadigma der modernen Wissenschaften wird, kann sie – wenn sie die mentalen Ressourcen der nicht-europäischen Kulturen integriert – Erfolg haben beim Lösen eines der fundamentalen Probleme, welches alle Paradigmenwechsel der letzten 400 Jahre ungelöst ließen: die Versöhnung von Mensch und Natur.

Ich bin Dr. Horst Kant (MPI für Wissenschaftsgeschichte Berlin) für interessante Diskus-

¹⁸D. H. Meadows, D. L. Meadows, J. Randers, W. H. Behrens: *The Limits to Growth*. New York 1972.

¹⁹A. King, B. Schneider: *Die erste globale Revolution*. Ein Bericht des Rates des Club of Rome. Frankfurt a. M. 1992.

²⁰Group of Lisbon: *Limits of Competition*. Cambridge, Mass. 1995.

²¹D. H. Meadows, D. L. Meadows, J. Randers: *Beyond the Limits*. Post Mills, Vermont (USA) 1992.

sionen und wertvolle Hinweise zu Dank verpflichtet.

Weitere Literatur

- A. Peccei: One Hundred Pages for the Future. New York 1989.
- Radioaktivität von Becquerel bis Tschernobyl. Fortschritte – Risiken – Fehlbeurteilungen. Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät Bd. 17 und 18. Berlin 1997.
- N. Jardine, J. A. Secord, E. C. Spary (eds.): Cultures of Natural History. Cambridge 1996.
- R. E. Hall: The Scientific Revolution, 1500- 1800. London 1954.
- E. Zilsel: Die sozialen Ursprünge der neuzeitlichen Wissenschaft. Hrsg. von W. Krohn. Frankfurt a.M. 1976.
- L. Daston: The Vertigo of Scientific Progress. MPI für Wissenschaftsgeschichte. Preprint 21. Berlin 1995, pp. 14- 15.

Was ist Dialektik?

Eine kritische Betrachtung an Hand des Buchs „Materialistische Dialektik“ von Herbert Hörz

Rainer Thiel, Storkow

I.

Am 2. März 2010 resümierte ich meine vorangegangene Analyse das erste Mal: Kapitel Nr. 2 in (Hörz 2009) ist überschrieben *Was ist und kann Dialektik?*, es beginnt auf Seite 16. Bis Seite 46 empfinde ich die Ausführungen als eine unverhältnismäßig lange Vorbemerkung zum Buch. Heutige Leser sind gestresst und möchten, dass der Autor schnell zur Sache kommt.

Auf Seite 44 beginnt ein Abschnitt mit der Überschrift *2.2.3 Dialektik im deutschen Idealismus*, der seinerseits 2 Seiten Einleitung hat. Aber auf Seite 46 geht es richtig los. Was von Hegel, Schelling u. a. zitiert wird, ist atemberaubend.

Hegel: „Dialektik aber nennen wir die . . . Bewegung, in welche solche schlechthin getrennt Scheinende durch sich selbst, durch das, was sie sind, ineinander übergehen, die Voraussetzung [ihrer Getrenntheit] sich aufhebt. Es ist die dialektisch immanente Natur des Seins und Nichts selbst, daß sie ihre Einheit, das Werden, als ihre Wahrheit zeigen.“

Hier hätte Hörz den Leser anhalten müssen, die Worte Hegels zu genießen. Dazu wären auch die Zeilen gut gewesen, mit denen Hegel explizit und anschaulich vorführt, wie er sich das vorstellt – das „ihre Wahrheit zeigen“. Genau das hatte ich – dem Leser zum Nutzen – in den vergangenen elf Jahren vier Mal getan: zunächst in (Thiel 2000) sowie in einer EWE-Diskussion 2006, die der Dialektik gewidmet sein sollte. Hörz erwähnt die EWE-Diskussion mindestens acht Mal, doch ausgerechnet, was ich ihm in der Hauptsache entgegengehalten hatte, lässt er unbeachtet. Ist das Zufall? Entgegenhaltung hatte ich ihm dann weiter präsentiert in der Leibniz-Sozietät (2007) und schließlich in (Thiel 2009), dort in Kapitel 8. Kern der Entgegenhaltung: Hörz gibt vor, von Dialektik zu sprechen, doch das tut er nicht, er spricht von etwas anderem. Thiel hatte dokumentiert, wie Hegel Dialektik verstand, das Umschlagen quantitativer Wandlungen in qualitative, und wie Hegel demonstrativ den Übergang von Sein in Nichts sich vollziehen lässt, explizit, effektiv und sogar anschaulich. Das kann der Leser nicht mit einer Handbewegung abtun wie einen Reklame-Spruch. Aber Hörz verzichtet darauf zu zeigen, was Hegel seinen Lesern vorgeführt hat: Das hätte den Leser nicht nur in Staunen versetzt, es hätte ihn vom Stuhl gerissen, und er hätte verstanden, was Dialektik ist.

Hegel hatte die großen Worte „Sein“ und „Nichts“ genommen und die Assoziationen, die Normalverbraucher und Philosophen mit diesen Worten verbinden. Gerade das hatte ich den Leser nacherleben lassen in (Thiel 2009), Kapitel 8 *Georg W. F. Hegel und die Re-*

*volution*²², speziell im Abschnitt 8.1 *Erste Eindrücke beim Lesen Hegels*. Daraus folgende Auszüge:

Wortgebrauch kann Denken sein, und das kommt von Arbeit. Hegel – geistig rege – entwickelt Vorgefundnes in seinen Konsequenzen, seinen Anlagen nach, in seinen Spaltungen zu Varianten, aus denen Gegensätze werden, mit Halbheiten, heraus aus Halbheiten, Defiziten, Risiken und Nebenwirkungen. Hegel sichtet mit strengster Logik (!), sodass es fraglich wird und übergeht in Anderes. Durch konsequente Logik wird Dialektik. Hegel ist nicht feiger Realo; Reales denkt er weiter, denn real ist das Sich-Ändern. Wenn Hegel ein Muster hat, so ist es dieses: Allmähliche Revolution . . .

Vom reinen Sein – welch großes Wort! – sagt Hegel: Es „ist ohne alle weitere Bestimmung. In seiner unbestimmten Unmittelbarkeit ist es nur sich selbst gleich und auch nicht ungleich gegen Anderes, hat keine Verschiedenheit innerhalb seiner, noch nach außen. Durch irgendeine Bestimmung oder Inhalt . . . würde es nicht in seiner Reinheit festgehalten. Es ist die reine Unbestimmtheit und Leere. – Es ist nichts in ihm anzuschauen . . ., es ist nur dies reine, leere Anschauen selbst. Es ist ebenso wenig etwas in ihm zu denken . . . Das Sein, das unbestimmte Unmittelbare, ist in der Tat Nichts, und nicht mehr noch weniger als Nichts.“ Und was ist „Nichts“? Es ist „vollkommene Leerheit, Bestimmungs- und Inhaltslosigkeit; Ununterschiedenheit in ihm selbst . . . Nichts ist somit dieselbe Bestimmung oder vielmehr Bestimmungslosigkeit und damit überhaupt dasselbe, was das reine Sein ist.“ (Zitiert nach der Ausgabe 1934, Seite 96 ff.)

Leser, gönne Dir die Freude und lies das noch einmal. Du hast jetzt eine Demo, wie es Hegel treibt: Das Vorgefundene entwickeln! Nicht auswickeln, aber entwickeln. Bis zum Umschlagen in den Gegensatz. Dass es im Beispiel hier das Nichts ist, das ist die Ironie des Anfangs. Wenn man fortfährt, wird es konkreter und ist nicht mehr so einfach.

Hegel ist als Logiker ein Fanatiker des Konkreten, er will zum Reichtum an Bestimmungen. Deshalb hat er „Sein“ und „Nichts“ mit zwanzig Zeilen abgetan. Gerade deshalb – in dieser Kürze – entdeckt Hegel etwas: „Das reine Sein und das reine Nichts ist also dasselbe. Was die Wahrheit ist, ist weder das Sein, noch das Nichts, sondern daß das Sein in Nichts, und das Nichts in Sein – nicht übergeht, – sondern übergegangen ist. Aber ebenso sehr ist die Wahrheit nicht ihre Ununterschiedenheit, sondern daß sie nicht dasselbe, daß sie absolut unterschieden, aber ebenso ungetrennt und untrennbar sind und unmittelbar jedes in seinem Gegenteil verschwindet. Ihre Wahrheit ist also diese Bewegung des unmittelbaren Verschwindens des Einen in dem Anderen: das Werden; eine Bewegung, worin beide unterschieden sind, aber durch einen Unterschied, der sich ebenso unmittelbar aufgelöst hat.“

²²Das ist eine verbesserte Fassung von Kapitel 8 in (Thiel 2000).

Nun erörtert Hegel, was Menschen meinen, wenn sie von „Werden“ sprechen: die Momente des Werdens: Entstehen und Vergehen. Hegel schreibt: „Das Gleichgewicht, worein sich Entstehen und Vergehen setzen, ist zunächst das Werden selbst.“ Beide verschwinden ineinander. „Das Werden ist die haltungslose Unruhe, die in ein ruhiges Resultat zusammenfällt.“ (S. 93) So geht das Werden über in das „Dasein“. Von Hegel wird nachvollzogen, was in Erlebnis-Prozessen der Menschen zu finden ist. Und so geht es weiter, weiter, weiter bis zu den höchsten Geistesprodukten. Was Menschen erleben, wird von Hegel reflektiert und stilisiert. Auf andre Art ist auch Ballett stilisiertes Menschenleben, vorgeführt durch Bewegung des Körpers. Tänzer und Choreographen haben das trainiert. Hegel hat die Arbeit mit Begriffen trainiert. Doch Akademiker, die über Hegel schreiben, haben das nicht bemerkt.

Hegel hat ein Modell der Erkenntnis-Entwicklung und insofern ein Modell der Dialektik selbst geschaffen, das erste aller Modelle der Dialektik: Er hatte die Dokumente der Entwicklung recherchiert und Menschen im Alltag beobachtet. Was er fand, untersuchte er streng logisch, und was er fand dank seiner Strenge, das war Dialektik, denn denkend ausgereizte Logik schlägt in Dialektik um. Logik wird ausgereizt, wenn man Vorgefundnes konsequent entwickelt.“

Hätte das nicht auch Hörz gekonnt? Man kann nun fragen: Wie hat das denn Hegel durch die ganze Begriffswelt hindurch exerziert? Sodass man sich dran üben kann? Auf circa 800 Seiten in seiner *Wissenschaft der Logik*? Vorstehendem Auszug ist zu entnehmen: Entwickeln, was vorgefunden ist. Bis zum Umschlag in den Gegensatz. Das kann auch verstanden werden als „Spaltung des Einheitlichen“. Wenn man aber die Entwicklung weglässt und nur noch von „Dichotomie“ spricht wie Hörz in allem Folgenden, dann hat man Dialektik auf Statik verkürzt und ihr Wesen verfehlt. In philosophischen Lexiken²³ wird „Dichotomie“ verstanden als geistige Zerlegung in zwei Teile, die im Verhältnis der Disjunktion stehen.

Will man über materialistische Dialektik philosophieren, dann ist so zu beginnen: Bewegung ist die Daseinsweise aller Materie, und allem, was auf den ersten Blick nicht in Bewegung scheint, kann Bewegung zuteil werden durch Energie, und wo Trägheit herrscht, spricht man von inneren Kräften. Wenn im Frühling die Sonne wärmt, sprießen aus Samen die Triebe. Aus dem Trieb wird ein Bäumchen, das sich noch biegt, der Stamm wird dicker und spaltet sich in Äste und Zweige. Aus Eva und Adam wurden die Israeliten, aus den alten Hominiden waren Völkerstämme und Menschheit geworden, sie spalteten sich in Herren und Knechte und diese spalteten sich wieder.

Mit den Zweigen ist es nicht zu Ende. Die Blüten nähren Insekten. Auch das ist eine Art von Verzweigung. Die Bäume werfen Früchte, und was die Bäume spenden, verzweigt sich ins Reich der Tiere. Was je an Stoffen zwischen Lebewesen fließt, das fließt in winzig

²³z. B. im Lexikon der philosophischen Begriffe von A. Ulfig, Frankfurt am Main 1992: „Menschen lassen sich in Philosophen und Nichtphilosophen einteilen.“ Sie lassen sich „einteilen“! Also in Schubkästen ablegen. Punkt.)

kleinen, dünnen Strömen, zu allermeist von Molekülen und Bakterien. Die dünnen Ströme mäandern, verzweigen sich, begegnen und kreuzen sich, Wissenschaftler begreifen, wie alles sich zu Strömen eint, alles fließt. Ständig wird von der Sonne Energie zugeführt.

Analog in der Begriffswelt der Menschen. Die Energie war nichts anderes als die Lebensenergie der arbeitenden, sich nährenden, sich fortpflanzenden und die Welt erkennenden Menschen. Hegel hatte studiert, wie Geschichte – vor allem Geistesgeschichte – geschehen war. Das hat er als Kenner nachvollzogen, konzentriert und stilisiert, wie es bald auch Biologen auf ihre Weise begannen, sodass es – bei Hegel – auf 800 Druckseiten lesbar wurde. So entstand das erste Modell von Dialektik. Das zweite Modell hat Karl Marx geschaffen, indem er nachvollzog, wie sich der Austausch von menschlichen Arbeitsprodukten von den einfachsten Formen bis zur heutigen Marktwirtschaft mit allen ihren Spaltungen in unterschiedliche Daseinsweisen der Menschen vollzogen hat. Mit dem gewohnten Logo „Anlage zu ...“ wird Dialektik noch nicht deutlich. Wer aber wissen will, womit zu rechnen ist, kann „Möglichkeitsfelder“ entwerfen. Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein:

Möglichkeitsfelder – Wandlungsfelder – Problemfelder: Methodik ihrer Ermittlung und ihrer Ausnutzung. In Erfinderschulen (Zentrum bis 1990 in Berlin/DDR, heute in Coburg, dort als „Widerspruchorientierte Innovationsstrategie“) haben Hans-Jochen Rindfleisch, Rainer Thiel und Hansjürgen Linde praktisch und literarisch seit 1974 nachvollzogen, wie sich technisch-ökonomische Entwicklung macht und wie dabei Möglichkeits-, Wandlungs- und Problemfelder erarbeitet und ausgenutzt werden. Seit 1980 mehrfach öffentlich dokumentiert: Unübersehbar 1989 im KDT-Lehrmaterial für Erfinderschulen (Rindfleisch, Thiel 1989) und in (Linde 1988) modifiziert²⁴. Auszugsweise dokumentiert im Anhang.

So und nicht anders ist Dialektik. So wird sie praktiziert. Dann kann man sich Dialektiker nennen. Es ist das Einfache, das schwer zu machen ist, und das hat Gründe:

A) Die meisten Menschen können Entwicklung nicht erkennen. Ihr Leben ist zu kurz dazu, und Bücher lesen sie nicht. Im Werktag bewegen sie feste Körper: Ziegelsteine, Bretter, Metall-Körper, alles Dinge und keine Entwicklungsprozesse. Dinge werden wie Bauklötzchen aneinander gefügt. Metallkörper erlebt man zumeist als fertige Dinge oder – als rostend. Und was aus Werkzeugmaschinen herabfällt als Metallspäne – auch das sind Dinge.

Nur in wenigen Berufen ist zu erleben, wie Zuführung von Energie aus festen Körpern fließende Ströme werden lässt, von ein paar tausend Hochöfnern erlebt: Aus Erz und Schrott und Koks der Strom fließenden Eisens. Doch wie das Eisen zu Stahl und der Stahl zu Schienen, Rohren und Autoblechen wird, das ist schon wieder das Werk von Kollegen in anderen Werkhallen. In der eigenen Halle hat man genug zu tun, und nach der Schicht – da ist man hundemüde und will nach Hause. Da hat man keine Kraft mehr, die andere Werkhalle zu besichtigen. Und wie aus dem Eisen die Kochtöpfe und Heizungsrohre, die Eisenbahnen und Autos werden – das wird nicht mal im Fernsehen gezeigt, da sieht man

²⁴H. Lindes Dissertation an der TU Dresden 1988, betreut von R. Thiel, gedruckt in Darmstadt 1993, praktiziert an der FHS Coburg und in namhaften Unternehmen. 1993 auch von ehemaligen Gegnern gewürdigt.

nur die fertigen Autos und Grimassen-Schneider. Das Leben erscheint als eine Sammlung von fertigen Dingen, als hin und her geschoben per Kraft von außen. Selbst wenn Dinge in Fluss geraten wie im Hochofen ist das noch keine Entwicklung. Und wenn man Nachwuchs zeugt, dann freut man sich primär am eignen Fleisch.

An Entwicklung denken da die wenigsten, an die Entwicklung der Menschheit noch viel weniger. Otto Normalverbraucher hat in der Schule meist nur Jahreszahlen und Herrscher-Namen gepaukt oder Namen von Schlachten. Wie soll da der Normalo an Entwicklung denken? Die Welt als Entwicklungsprozess verstehen?

B) Wenn nun Leute wie Hegel und Marx Entwicklung demonstrieren, dann zeigt sich, dass Entwicklung ihre eigenen, spezifischen Probleme erzeugt. Von Philosophen wurden über die Jahrhunderte hinweg Begriffe abdestilliert, mit denen man über Erkenntnis diskutieren kann. Aber selbst mit den abdestillierten Begriffen hat man noch nicht – welch Pleonasmus! - Entwicklung als Prozess im Blick. Begriffe können wie Ziegelsteine sein oder wie Holz-Kloben, die man in einer Werkstatt bearbeitet. Da sind selbst Akademiker nicht unbedingt in Dialektik geübt. Doch dem Normalverbraucher bleibt Entwicklung erst recht fremd. Darauf hat schon Lenin hingewiesen. Nun ist es Zeit, dass aufbereitet wird, was seitdem beobachtet worden ist. Und wenn Hörz im Jahre 2009 ein Buch „Materialistische Dialektik“ drucken lässt, hätte er in all seinen vielen Kapiteln dazu etwas sagen müssen.

Hilfreich ist es gewesen seit der Antike, dass geistige Entwicklung, die in Gesprächen von Menschen untereinander praktiziert wurde, nach immer wiederkehrendem Beobachten den Schluss nahe legte: Oft geht es um These, Antithese und eventuell um Synthese. Nun aber muss man prüfen, wie weit das schon an das Phänomen „Entwicklung“ heranreicht. Jedenfalls hat Hegel seine Wissenschaft nicht mit der Absicht geschaffen: Jetzt will ich mal zeigen, wie alles nach dem Schema These – Antithese – Synthese abläuft oder nach dem Schema „Negation der Negation“. Es ist falsch, wenn Hörz (S. 94) behauptet, Hegel hätte die Negation der Negation „betont“. Natürlich hat Hegel das uralte Schema gekannt, doch gerade Schematismus war ihm abhold, er war ein Feind von Schemata. Er hat die Reliquien, die Artefakten, die entstandenen Begriffe entwickelt, die der Normal-Verbraucher und der Philosoph gebraucht wie fertige Dinge. Es scheint, als hätte sie Hegel ausgequetscht wie Zitronen, doch dieses Bild ist irreführend: Hegel hat sie entwickelt, mit aller Konsequenz und logischer Strenge, mit äußerster Energie des Geistes, als universell gebildeter Mensch. Und was er da erlebte, hat er aufgeschrieben mit allen Übergängen, Umschlägen (bis zum Gegensatz), die Trepp hinauf, die Trepp hinab, mit allen Varianten und Verästelungen und neu entstehenden Verbindungen, die auch zu Verschmelzungen führen.

Dies bedenkend wurden spezifische Begriffe gebildet. Dazu gehören die Begriffe These, Antithese, Synthese, die aus lebhaften Gesprächen gewonnen wurden. Das ändert sich auch nicht, wenn diese Formel durch die Worte ersetzt wird „Position – Negation – Negation der Negation“. Auch mit diesen Worten wird das Wesen der Dialektik noch nicht erfasst. Doch solche Formel-Worte können als Hilfsmittel, als Krücke erhalten, propädeutisch, um in einer ersten Stufe zum Studium von Dialektik anzuregen. Das Schema „These – Antithese – Synthese“ ist ein Ersatz für Dialektik. Eine Prothese. Hegel selber hat diese Worte nur

selten gebraucht.

Die Formel „These – Antithese – Synthese“ lenkt auch deshalb vom Wesen der Dialektik ab, weil sie drei Events in den Vordergrund rückt, drei Zwischenprodukte von Entwicklung, drei Ergebnisse. Die Natur richtet sich überhaupt nicht nach dieser Formel. Den Prozess zu denken müsste trainiert werden, wenn man Dialektik will. Weil das schon immer die schwache Seite auch von Akademikern war, drohten sie an einem Scheinproblem zu scheitern, auch mir hat es Kopfschmerzen bereitet: In der Logik spricht man von „Widerspruch“, in der Dialektik spricht man von „Widerspruch“. In der Logik darf er nicht sein, in der Dialektik soll er sein. Wenn ich das Wort „Ich“ gebrauche, darf ich – der Logik zufolge – nicht behaupten, dass Ich gleich Nicht-Ich ist. Das fordert der Identitätssatz und der Satz vom ausgeschlossenen Widerspruch. Kein Wunder, dass konservative Akademiker die Dialektik-Freunde verfluchen, welche die Widersprüche für real halten. Die Dialektik-Freunde wiederum verfluchten die konservativen Akademiker, und als Georg Klaus seinen Genossen sagte: Wir Kommunisten brauchen dringend die Logik, da wäre der Altkommunist Georg Klaus beinahe aus der Partei ausgeschlossen worden. Tatsächlich aber war es die trinitarische Formel, die uns hinderte, das Wesen des dialektischen Widerspruchs zu verstehen: Der These einfach nur eine Antithese gegenüber zu stellen. So wurde Dialektik verschleiert.

Warum aber hat die Logik recht, wenn sie den Widerspruch ausschließt? Was meint sie mit dem Widerspruch? Sie meint: Kein Wort, das du in einem Redesatz verwendest, darf innerhalb des Satzes seinen genauen Sinn verändern. Dass das häufig unbewusst geschieht, kommt daher, dass die meisten Worte mehrere Bedeutungen haben, ohne dass es der Wortbenutzer bemerkt, und so kommt es häufig, dass in einem Satz oder in einem Absatz oder Abschnitt oder gar Kapitel ein Wort in verschiedenen Bedeutungen gebraucht wird. Das darf nicht sein, das macht die menschliche Kommunikation kaputt. Umgekehrt geschieht es häufig, dass in zwei Sätzen mit verschiedenen Worten für denselben Inhalt ein identischer Begriff gebraucht wird: Das eine Mal als These, das andre Mal als Beweis. Dann ist ein Irrtum verschleiert, man hat entweder gar nichts Neues gesagt – das ist eine Tautologie²⁵. Oder man hat einen Zirkelschluss²⁶ begangen: Das zu Beweisende wurde unbemerkt als Voraussetzung seiner selbst benutzt. Also: In den Schulen müsste Logik trainiert werden. Das kann zur Dialektik entwickelt werden.

Doch die trinitarische Formel hilft nicht. Das zu Untersuchende ist, der Entwicklungsprozess in Natur und Gesellschaft, auch in der Rede oder Schreibe. Wenn ein Mensch sagen würde „Ich bin nicht ich“ wäre das Nonsens. In einem Altersgedicht schreibt aber Johannes R. Becher von sich selber: „Er hat sich weit, weit von sich fortbegeben“. Wie denn das? Ganz einfach: Die Entwicklung des Gymnasiasten J. R. Becher – sein ganzer Entwicklungsprozess – wird vom altersreifen Dichter nachvollzogen, und nun zitiere ich statt einer Zeile sechs Zeilen:

²⁵Karl Marx hat seinen Gegnern oft Tautologien nachgewiesen!

²⁶petitio principii.

Er hat sich weit, weit von sich fortbegeben,
Er konnte fernhin in die Zukunft reichen.
Ein guter Wille war durch ihn geschehn.
Das war sein Leben:
In eines Abendwinds Herüberstreichen
Als namenloses Lied durchs Volk zu gehn.

Becher sieht also seinen Lebensprozess. Thomas Mann lässt die Charlotte von Wetzlar und die betagte Lotte in Weimar beim Treffen mit Goethe zusammenfassen: „Er war es und er war es nicht.“ Das ist höchste Form des Begriffen-Seins. Umwandlung in Bürokraten-Jargon raubt dem Leser nur die Kontrolle. Und wenn es um Dialektik geht, ist das Dunkel des gelebten Augenblicks zu transzendieren, wie es uns Dichter begreifen lassen. Wie kann man da für Dialektik werben wollen mit der Formel „These-Antithese-Synthese“? Ist damit nicht auch Hegel erschlagen? Und Marx gleich mit? Hegel sieht einen propädeutischen Sinn in solchen Vokabeln, doch im letzten Abschnitt seiner Logik wird von ihm die Naitivität von deren Gebrauch abgebürstet mit Worten wie „oberflächliche, äußerliche Seite der Erkenntnis“, „der seichte Unfug und das Kahle“, „langweilig und übel berüchtigt“. Wenn schon eine Formel – dann kann ebenfalls ein Dichter helfen. Goethe sagte nicht: Vernunft ist These, Unsinn ist die Gegenthese. Nein. Goethe sagte: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage.“ Auf's Werden kam es dem Dichter an.

Zwischendurch bitte ich um Entschuldigung, dass ich mehrfach das Wortungeheuer „Entwicklungsprozess“ gebraucht habe. Aber leider wird das Wort „Entwicklung“ oft gebraucht, als bezeichne es einen mechanischen Klotz, einen Ziegelstein. Da nehme ich lieber den Pleonasmus in Kauf.

Zur Rolle von Formeln, die zum Pauken verleiten. Damit springe ich etwas voreilig auf die Seiten 131 – 133, wo von Hörz die Rolle der Mathematik berührt wird. Mancher Leser wird sich bestätigt fühlen, weil er die Mathematik in der Schule als Formel-Sammlung erlebt hat. Hörz hat aber die Anregung von Heisenberg (S. 132) nicht genutzt, der auf den Zusammenhang von Sprache und Mathematik hinwies. Freilich ist längst der Zusammenhang von Mathematik, Sprache und Dialektik behandelt worden, ausführlich in meinem Buch (Thiel 1975), das 1975 in der DDR (trotz Hindernissen) veröffentlicht worden ist. Titel: „Mathematik – Sprache – Dialektik“. Dort ist Mathematik als ständig wachsender Fundus problemspezifischer Sprachen nachgewiesen. Gemeinsam mit mir hat der Mathematiker Manfred Peschel – Forschungsbereichsleiter in der Akademie der Wissenschaften der DDR – den Inhalt des Buches in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie (Thiel 1976, Chefredakteur dazumal H. C. Rauh) und in der Akademie-Zeitschrift „Wissenschaft und Fortschritt“ (Peschel, Thiel 1982) zusammengefasst.

Das hat sich Herbert Hörz entgehen lassen. Er hat den Leser zurückgeworfen in jene Jahre, in denen Philosophen gegen die Mathematik gewettert haben, weil sie – Ironie der Geschichte! – Mathematik schülergemäß als Formelsammlung sahen. Sie hatten auch nicht bemerkt, dass Hegel unter Nutzung des mathematischen Begriffes „Potenzenverhältnis“ fundamentale Entdeckungen gemacht hatte, die das Umschlagen quantitativer Veränderungen in

qualitative Veränderungen betreffen. Das Item „Umschlagen quantitativer Veränderung in qualitative“ – vergleiche auch Becher und Goethe – spielt in der Dialektik eine grundlegende Rolle, ontologisch und gnoseologisch. So weit hatte das auch Stalin verstanden, doch an den ontologischen und den gnoseologischen Problemen ist er gescheitert. Mit ihm die Lehrbuch-Autoren aus den Instituten für Philosophie, bis zum bitteren Ende 1989. Leider hat sich Hörz damit nicht auseinandergesetzt, obwohl ihm Literatur zu Füßen lag.

Von Hörz wird mehrmals auf Mathematik angespielt, z. B. auf den Seiten 99, 113 ff., 132, 176, doch jedes mal sehr plakativ, obwohl jeweils eine andere Facette mathematischen Denkens Anlass zu konkreten Aussagen gegeben hätte. Auf Seite 99 verweist Hörz auf sich selber im Jahre 2009. Aber kein Wort von ihm, dass 1967 und 1975 – örtlich nicht weit entfernt von ihm – die heuristische Bedeutung mathematischer Begriffe nachlesbar gemacht worden war, besonders mit Blick auf die Dialektik. Manchmal gewinnt man den Eindruck, als sei Hörz – die Mathematik betreffend – bei Pythagoras stehen geblieben.

II.

Hörz verlässt schon ab Seite 52 – nach den Hegel-Zitaten – die eigentliche Dialektik, und das mit einem Paukenschlag: Dass „mit der dialektischen Negation der Negation die Richtung der Entwicklung in ihrer Zyklizität bestimmt“ ist. (S. 52) Immer nur Zyklen? Nichts als Zyklen? Nicht mal in Spiralenform? Und das durchs ganze Buch hindurch? Als Kind erlebte ich auf der Freilichtbühne der Greifensteine im Erzgebirge, wie in einem Stück über den Wilddieb Stülpner-Karl ein Jägerlein sang: „’s geht auf und ’s geht nieder, und alles kimmt wieder.“ Das ist es ja wohl, was „Zyklus“ bedeutet. Ich würde mir nach allem Erleben nicht wagen, das Wort „Zyklus“ in den Mund zu nehmen, ehe ich nicht geklärt hätte, was dem oberflächlichen Beobachter als Zyklus erscheint. Doch da hat uns Hörz im Stich gelassen. Wo es aber Sinn macht, von „Zyklus“ zu sprechen wie in Teilen (!) der Kybernetik, hat es Hörz nicht aufgegriffen, obwohl es als ein Element auch in Marxens „Kapital“ auftritt. (Vgl. Thiel und Klaus in *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 1962)

Dialektikern liegt es fern, von Zyklen zu sprechen. Ich hätte zumindest erwartet, dass in einem Buch mit dem Worte „Dialektik“ im Titel der Distanz zwischen Dialektik und „Zyklizität“ ein eigenes Kapitel gewidmet worden wäre. Hörz sagt zwar auf Seite 52, „darauf ist noch einzugehen“. Doch außer beiläufigen Bemerkungen kommt auch bis Seite 353 nichts, obwohl Wissenschaften viel Stoff geliefert haben, vor allem die Geschichtswissenschaft. Die Mathematik ist seit dreihundert Jahren weit über Zyklen hinaus. Periodizität ist für sie ein Spezialfall, benutzbar z. B. zur Ermittlung transzendenter Zahlen in unendlichen Reihen. (Bei Hegel mit guten Gründen als „schlechte“ Unendlichkeit charakterisiert.) Die Mathematik betrachtet auch verschiedenste Kurvenverläufe. Sie sieht nicht nur Punkte im Koordinatensystem, sondern zu jedem Punkt den Richtungskoeffizienten, der in der Regel von Punkt zu Punkt variiert und sich dennoch aus der Umgebung des Punktes bestimmen lässt, falls eine Kurve „differenzierbar“ ist. (Das wird schon im Gymnasium gelehrt.) Punkt und Umgebung: Wie ärmlich ist dagegen die Formel „Einheit von Kontinuität und

Diskontinuität“!

Zum Begriff „Wechselwirkung“. In den vergangenen hundert Jahren sind allein schon die Begriffe „negative“ und „positive Rückkopplung“ als Spezifizierungen des noch älteren Begriffes „Wechselwirkung“ in den Lehrbüchern für Millionen Ingenieure zum Einmaleins geworden. Mathematik hat geholfen, auch diese Begriffe zu gliedern und zur Beherrschung beliebiger Prozesse heranzuziehen. Es gibt sogar Philosophen, die diese Begriffe beim Erklären gesellschaftlicher Prozesse ausnutzen. Auch Biologen sprechen von „Regelmechanismen“. Und gar die Chaos/Struktur-Theorien, deren Namen heute in populärer Literatur herumgeschleudert werden, haben mit dem Begriff des „Iterators“, in welchem Zyklizität mit Progression (pro-kursive Funktion!) verbunden ist, längst öffentlichen Einfluss gewonnen. Die ersten Nobel-Preise dafür sind vor vierzig Jahren verliehen worden. Einschlägige Bücher beginnen mit dem Begriff des Iterators. Doch sie beginnen (!) nur damit. Da hilft es nicht, dass Hörz in seinem Buch die Worte „Kybernetik“ und „Chaostheorie“ ausspricht. Was es mit Kybernetik und mit Mathematik auf sich hat – das ist ihm keiner Analyse wert. Und wie es wirklich zur „Selbstorganisation“ von Materie kommt, wie es die sogenannte Chaostheorie begrifflich macht – dazu kein Fingerzeig von Hörz.

Nun gibt es außer den trinitarischen Formeln weitere Krücken, um der Dialektik näher zu kommen, z. B. die drei Grundzüge der Dialektik von Friedrich Engels und die vier Grundzüge von Stalin. Für den Normalverbraucher wie für Philosophen und für Stalin ist das Schwierigste das sogenannte Umschlagen quantitativer Änderungen in qualitative. (Stalin ist daran gescheitert. Die Philosophen der DDR sind – wie ihre Lehrbücher bis 1989 zeigen – damit nicht fertig geworden). Dies betreffend lässt Hörz auf Seite 58 einen weiteren Paukenschlag erdröhnen. Er zitiert Karl Jaspers mit den Worten: Marx habe die Forderung „einer einmaligen gewaltsamen Umwälzung“ erhoben, „die wie durch einen magischen Vorgang die Vollendung der menschlichen Zustände zur Folge haben soll“. Punkt. Paukenschlag. Blödsinn oder Fälschung?

Ich will Hörz nicht vorwerfen, dass er seit 1962 Aufsätze eines Außenseiters in der DDR nicht gelesen hat. Aber im Jahre 2000 hat er im LIT-Verlag mein Buch (Thiel 2000) herausgegeben, ein Buch mit Dokumentationen von Hegel und Marx, mit Dokumentationen ihrer geschichtsphilosophischen Analysen und mit mathematischen Modellen vom Qualitätsumschlagen. Doch nun lässt Hörz in seinem Buch über Dialektik – ja über Dialektik (!) – die Jaspers-Worte stehen: Marx habe gefordert „Einmalige gewaltsame Umwälzung“. Wie will das Hörz verantworten?

Auch auf den folgenden dreihundert Seiten seines Buches geht Hörz nicht auf das Problem des Qualitätsumschlages ein, das im Zentrum der Dialektik steht, nur dass es allen Normalverbrauchern immer noch Nöte bereitet, nicht minder den Philosophen. Und wenn Hörz das Wort „Nichtlinearität“ gebraucht, dann weiß man nie, ob er darunter nur „Nichtgeradlinigkeit“ versteht oder das Potenzenverhältnis aus der Dialektik von Hegel und Marx und der sogenannten Chaos-Theorie, wo iterierte Progression von allen Grundbegriffen der wichtigste ist.

III.

Ab Seite 74 des Hörz-Buches wird es schwierig für den Rezensenten. Das Wort „Dialektik“ wird von Hörz häufig gebraucht, in den Überschriften von Kapiteln und Abschnitten. In den Texten hängt vieles mit Dialektik zusammen, doch es wird nicht eigentlich von Dialektik gesprochen, es wird nur Peripheres angerührt. Als wenn statt des Autos, das man haben will, nur Zubehör geboten wird. Die Sache selbst ist durch Absichtserklärungen ersetzt. Auch Lenin hat das nicht gemocht, denn beim Lesen Hegels notierte er: „die Bestimmung des Begriffs aus ihm selbst [das Ding selbst soll in seinen Beziehungen und in seiner Entwicklung betrachtet werden] . . . nicht Abschweifungen, sondern das Ding an sich selbst.“ (LW 38, Seite S. 212). Hat Hörz nicht jahrzehntelang „marxistisch-leninistische Philosophie“ gelehrt? Die Proportion zwischen zehn Seiten zur Sache selbst (die Zitate von Schelling und Hegel innerhalb des zweiten Kapitels von Hörz) und dreihundert Seiten Drumherum von Hörz ist unverhältnismäßig. Das Drumherum entzieht sich aller Kritik, es sei denn, man kritisiert den Mangel an Substanz als die Sache selbst, die dem Buchautor vorzuhalten ist.

Anfassbar ist nur, dass Hörz das Thema „Dialektik“ zum Thema „Determinismus“ wandelt. Das hat mit Dialektik nicht viel zu tun, an die Stelle von Dialektik tritt traditioneller Determinismus, ursprünglich an der Mechanik orientierter, durch Zufälligkeit und Möglichkeitsfelder aufgehübschter Determinismus. Darauf zurückzukommen ist nur insofern legitim, weil Ansichten über Determination lange Zeit die Literatur beherrscht haben. Jahrzehntlang wurde die Rolle von Zufällen diskutiert: Wie vereinbart sich Wunder ausschließende Determiniertheit mit Zufällen? Selten wurde gefragt: Können wir das Leben verstehen mit dem Muster „Monokausalität“, das bei Otto Normalverbraucher tief eingewurzelt ist? Doch „Nichts geschieht ohne Ursache!“ Das wird heute kaum noch bezweifelt, höchstens vom Papst. In den Auto-Werkstätten wird nach der Ursache gefragt, wenn etwas schief gegangen ist. Offen bleibt meist die komplexe Antwort.

Hörz hat vor fünfzig Jahren das Wort „Möglichkeitsfeld“ ausgesprochen. Doch mit dem Wort alleine ist es nicht getan. Viel besser wäre gewesen, über Multi-Kausalität zu sprechen. Zu oft haben sich Leute gestritten, was *die* Ursache gewesen ist. Meist gibt es mehrere Faktoren. Naheliegend ist: Wo sich etwas ändert oder gar entwickelt, entstehen auch neue Möglichkeiten, ohne dass wir gewiss sind oder souverän bestimmen könnten, was kommen wird. So ist das Leben. Mit dem Wort „Möglichkeitsfeld“ wird nur ausgedrückt: Ja, so ist das Leben. Da braucht es keine Philosophie. Das Wörtchen „Feld“ kann höchstens dazu anregen: Bestimme möglichst umfassend, aus welchen Ecken Einflüsse auftreten können, Risiken und Nebenwirkungen. Dann würden wir der Dialektik näher kommen. Wenn schon „Möglichkeitsfeld“ im Hörz-Buch 2009, dann hätte beachtet werden müssen, was andere Autoren seit 1980 an Erkenntnissen gewonnen hatten. (Siehe oben und Anhang)

Doch wenn man gewisse Einflüsse „zufällig“ nennt, hat man nichts gewonnen, denn stets entsteht die entscheidende Frage: „Wie konnte denn der Zufall wirksam werden?“ (Darüber hatte schon Plechanow geschrieben.) Und wenn Zufälle eines bestimmten Typs immer wie-

der eintreten wie z. B. im Straßenverkehr, dann liegt es in der Sache selbst, im Wesen des Straßenverkehrs. Dann kann auch die Statistik hilfreich sein. Im Einzelfall aber kannst du dich nicht auf Statistik verlassen, da helfen prinzipiell keine Statistiken. Erst wenn du immer und immer wieder, im Laufe eines langen Lebens, dieselbe Situation hast, in der du entscheiden musst, erst dann sind auch statistisch motivierte Wahrscheinlichkeiten sinnvoll, trotz alledem, dass Statistik nicht für den Einzelfall gilt. Hörz spricht seit Jahrzehnten von „Möglichkeitsfeldern“; hätte er wenigstens die Überlegungen von Rudolf Carnap nachvollzogen oder sich mit Mathematik-Professoren wie den Mitgliedern der Akademie Hannes Kerstan oder Klaus Matthes beraten.

Ich sagte: „Möglichkeitsfeld – na schön.“ Das wussten wir als Kinder schon, beim Versteckspielen: In welchem Gebüsch verstecke ich mich, um nicht zu schnell entdeckt zu werden? Bis zu welchem Versteck kann ich rennen in Sekunden, ehe der Mitspieler zu suchen beginnt? Und der Spielgefährte steht umgekehrt vor der analogen Frage. Wer sich versteckt und wer sucht – intuitiv schätzt er seine Aussichten. Er zieht dabei das Versteckspiel-Gelände und die Beine seiner Spielgefährten in Betracht, auch Erfahrungen, die über den Einzelfall hinausreichen, denn das Versteckspiel haben wir alle schon dutzende Male praktiziert. Insofern gebrauchen wir statistische Werte. Aber diese Werte koppeln wir Kinder zusätzlich und intuitiv mit Gewichtungsfaktoren, wie sie Statistiker beim sogenannten Erwartungswert in Rechnung stellen. Wenn also schon „Wahrscheinlichkeit“, dann mit Gewichtungsfaktor. Beim Versteckspiel berücksichtigen Kinder, wer lange und wer nicht so lange Beine hat, um zu einem Gebüsch zu rennen. Das war vor siebzig Jahren. Über die Kinderwelt hinausgehend hätten für Hörz Begriffe der Mathematik Fundgruben sein können, um seine Pauschal-Ansicht zu konkretisieren.

Vor fünfzig Jahren habe ich gezeigt, dass man Modelle mit Differentialgleichungen wie Sandkasten-Spiele, als Manöver-Spiele gesellschaftlicher Vorgänge benutzen kann. Dem kann man das Etikett „Möglichkeitsfeld“ anheften, nur etwas mathematischer als die Felder, die wir als Kinder versteckspielend benutzten. (Thiel 1967) wurde 1968 als Habilitationsschrift vor sechs Professoren abgerechnet, vier Philosophen und zwei Mathematiker. Auch Herbert Hörz war dabei als Dekan der Philosophischen Fakultät.

Und Entscheidungssituationen, die als singulärer Fall, als Einzelfall auftreten? Eine Schwägerin – von Beruf Ökonomin – sagte mir einst: Euer erstes Kind war ein Knabe. Da muss euer zweites Kind ein Mädchen sein. Nun kenne ich aber Familien, da wurden fünf Söhne bzw. sechs Mädchen hintereinander geboren. Schwangerschaften wie auch Geburten sind unabhängig voneinander, das weiß jeder Arzt, jede Hebamme, jeder Biologe, jedes Standesamt und jeder Pfarrer. Da hilft im Einzelfall der bevorstehenden Geburt keine Statistik.

Also hat es keinen Sinn, im Jahre 2009 den Begriff „Möglichkeitsfeld“ aufzuhübschen durch Ankoppelung an Statistik und Wahrscheinlichkeit, die für den Einzelfall nichts, aber auch gar nichts aussagen.

Also kann man sich ersparen, viele Worte zu verwenden für Möglichkeitsfelder, das Wort allein sagt nichts aus als nur: Rechne mit mehreren Möglichkeiten. Dazu braucht man nicht

mal den Zufall zu beschwören. Hätte Hörz wenigstens aufgefordert: Bestimme die Zonen, aus denen Zufall kommen kann, wenn man von Zufall reden will.

Und hätte Hörz wenigstens die wichtigsten Arten von „Möglichkeit“ unterschieden, wie in jeder Wissenschaft die Grundbegriffe spezifiziert werden, z. B. in der Mathematik solche Begriffe wie „Zahl“, „Funktion“, „Abbildung“ oder in der Astronomie „Planet“, „Komet“, „Fixstern“, Galaxie“. Oder die Elementarteilchen in der Physik. Oder in der Biologie die Lebewesen nach Linné. Oder die Nomenklatur der Krankheiten in der Medizin. Oder die Möglichkeiten, dialektische Widersprüche mathematisch zu formulieren. Oder in der Methodik des Erfindens die Begriffe zur Analyse von Problemfeldern. Das wäre interessant gewesen.

Eulenspiegel hatte einst die Schneider des ganzen Landes zusammengerufen, er wolle ihnen etwas Wichtiges sagen, und die Schneider strömten zusammen, weil Eulenspiegel ein berühmter Mann war. Da stieg Eulenspiegel auf das Dach eines Hauses und rief: „Ich will euch etwas Wichtiges sagen. Wenn ihr den Faden durchs Ohr fädeln wollt, müsst ihr ihn mit eurer Spucke befeuchten.“ Da wurden die Schneider wütend, und sie verfluchten Eulenspiegel, obwohl der Schelm etwas Richtiges gesagt hatte. Doch der Schelm wusste, was er tat. Hat Hörz gewusst, was er tat?

So viel zum Möglichkeitsfeld. Im Gegensatz zu Hörz ist dem genetisch Denkenden das Primäre: Rechne damit, dass sich anfangs ein-linige Entwicklungs-Ströme aufspalten, rechne damit, dass geringe Richtungs-Differenzen entweder wieder verschwinden, weil in ihnen negative Rückkopplungen wirken, oder dass sie sich zu Gegensätzen entwickeln, weil in ihnen positive Rückkopplungen wirken. Lass dich anregen von der Mathematik der Differentialgleichungen und von der Kybernetik, um zu erkennen, wonach du die Welt befragen musst. Und wenn du mit positiven Rückkopplungen zu tun hast – rechne damit, dass es zur Keilerei kommt, rechne auch damit, dass du eventuell Gegensätze erträglich machen kannst durch Kompromisse (das sind Optimierungen), und rechne damit, dass du Gegensätze kreativ überwinden kannst, indem du Wege findest, das widersprüchliche Geschehen auf eine neue Grundlage zu stellen. Dazu ist erfinderischer Geist gefordert. Und versuche, Gegensätze im Verhalten von Menschen zueinander nicht hochzuschaukeln, sondern abzubauen. Darüber gibt es längst schon Literatur. De-Eskalation ist eine fundamentale Facette der Dialektik. Dazu hätte ich mir von Hörz das Minimum gewünscht.

Wer aber Keilerei oder Gegensatz von Thesen von der Entwicklung abschneidet, der darf sein Buch nicht „Materialistische Dialektik“ nennen. In Israel, wo Araber und Juden auf engstem Raum zusammen existieren, machten ein israelischer Jude und ein israelischer Araber gemeinsam mit den Bewohnern eines palästinensischen Stadtteils einen Film. Einer der beiden erklärte: „Im Zentrum steht der Versuch, das Wesen menschlicher Konflikte zu begreifen. Hier kämpft nicht Gut gegen Böse, die Wirklichkeit ist viel komplizierter. Wir wollten dem Zuschauer ermöglichen, sich in unsre Figuren versetzen zu können, zu verstehen, woher sie kommen, warum sie so handeln, warum sie schreckliche Dinge tun, mit Drogen dealen, töten – der Zuschauer soll das wirklich erfahren.“ Der Araber ergänzt: „Als jemand, der in dieser Gegend lebt, hat der Film auch etwas Selbstkritisches. Es geht

auch darum, wie wir in diesem Konflikt aktiver werden können. Was ist unsere eigene Verantwortung dafür, was dort geschieht? Was können wir dagegen tun? Was können wir verändern?“ (Auszug aus „Neues Deutschland“ 15. März 2010, Seite 3) Anno 2008 schilderte Daniel Barenboim, was er seit Jahren in Palästina praktiziert.

In einer weiteren Angelegenheit hat Hörz so weit recht wie mit den Möglichkeitsfeldern, aber seine Beteuerungen, dass Dialektik zum Systemdenken führt, sind ebenso flach. In den letzten hundert Jahren ist viel Handwerkszeug zum Systemdenken entstanden: Mathematisches Sprachpotential. In den Erfinderschulen ist davon seit 1980 sehr konkret Gebrauch gemacht worden. Das ist auch dokumentiert, Hörz hätte das wissen können. Freilich – vielen Menschen und Politikern fällt das Systemdenken immer noch so schwer wie im Mittelalter. Aber da nützt es nichts, wenn ein Philosoph sagt: Denkt doch mal systemisch. Wenn man dreihundert Buchseiten in Anspruch nimmt wie Hörz, hätte man wenigstens einhundert Seiten das Systemdenken spezifizieren, konkretisieren können, weil es zur Substanz aller Dialektik gehört.

Doch nur auf sechs Seiten wird das von Hörz versucht, und dort ist es schief gegangen, in Abschnitt 8.4 *Hilft uns die Spieltheorie bei Entscheidungen?* (Seite 349 – 354). Gewiss zeigt das Matrix-Muster strategischer Spiele, dass man sich dem Phänomen „dialektischer Widerspruch“ mit Mitteln der Mathematik nähern kann. Ich betone „nähern“. Das ist vor Jahrzehnten von Georg Klaus, Rainer Thiel und Heinz Liebscher gezeigt worden, das reichte zum Anfang, als Philosophen behaupteten, Mathematik hätte nichts in der Philosophie zu suchen.

Indessen, über den Anfang sind wir längst hinaus. Längst ist erkannt worden, wie speziell die Situationen sind, in denen die Spiel-Matrix helfen kann. Vor allem zeigt die Spiel-Matrix: Wenn du viel erreichen willst, musst du neue Strategien entwickeln, jawohl entwickeln! Damit sind wir bei der Kreativität! Und damit bei der Dialektik: Mach es wie Hegel und entwickle gedanklich die Tendenzen, die sich aus bisheriger Entwicklung ergeben können. Scheue dich nicht, die möglichen Spaltungen von Tendenzen zu erkennen, leite aus der Entwicklung ab und nicht aus der Rolle des Zufalls, welche Tendenzen das sein können, erkenne ihre Wirkungen, erkenne vor allem die Nichtlinearität aller Prozesse und das permanente Umschlagen von quantitativen Änderungen in qualitative. Das wäre Dialektik. Doch obwohl das Wort „nichtlinear“ einige Male im Buch von Herbert Hörz vorkommt und obwohl das Qualitäts-Umschlagen ein fundamentales Phänomen aller Dialektik ist: Außer den Worten nichts zur Sache selbst im Buche „Dialektischer Materialismus“ von Hörz.

Auf die Spaltung ein-liniger Prozesse in der Gesellschaft wurde sogar von dem Physiker Karl Heinz Bernhardt hingewiesen, von Hörz auf Seite 193 zitiert. Doch Hörz springt gleich wieder zur Statistik. Und an den sehr wenigen Stellen, wo Hörz ein Beispiel riskiert (etwa der Fall „Geodäsie“ auf Seite 115), wird nicht klar, was der Autor meint. Und die Beispiele zur internationalen Politik in Kapitel 5? Beziehungen zum Hörzschen Thema „Zufall und Möglichkeitsfeld“ werden nicht sichtbar, auch keine Leidenschaft, die einem Dialektiker gut anstehen würde.

IV.

Sind meine Anmerkungen in ihrer kritischen Stimmung überhöht? Unverhältnismäßig? Oder gar falsch? In diesem Sinne jetzt zu Hörz' Kapitel 4 ab Seite 117.

Kapitel 4 bei Hörz ist überschrieben „Naturdialektik“. Da finde ich auch bei wiederholter Durchsicht: Zubehör. Doch wo ist die Sache selbst? Es wird nicht einmal aufgegriffen, was Friedrich Engels dazu veröffentlicht hatte.

Wichtig auf Seite 156: „Eine Ontologie ohne Gnoseologie gibt es nicht.“ Aber das hätte bedeutet zu zeigen: Die traditionellen, auch stalinistischen Vorstellungen über das Umschlagen quantitativer Wandlungen in qualitative Wandlungen, über das Verhältnis von Evolution und Revolution, sind ontologisch und (!) gnoseologisch zu überwinden. Dazu gibt es seit Jahrzehnten Literatur, im Jahre 2000 ein ganzes Buch im LIT-Verlag, wenn ich auch selber der Verfasser bin. Da hätte Hörz erkennen können, wie Hegel gnoseologisch – durch Analysen von Abstraktions-Prozessen und der mathematischen Nichtlinearität (Potenzenverhältnis!) – das ontologische und gnoseologische Problem des Quale-Umschlagens löste.

Wie nun zeigt sich Dialektik, wo die Physik nur von Bewegung, nicht aber von Entwicklung sprechen kann? Und die Biologie? Wie zeigen sich dort die „Selbstregulationen“, auf welche die Kybernetik aufmerksam gemacht hat? Oder die mathematischen Untersuchungen zur Wechselwirkung biologischer Populationen (z. B. von Manfred Peschel, der doch der Akademie der Wissenschaften der DDR angehört hat). Hätte da nicht wenigstens an Wieners Hauptwerk 1948 angeknüpft werden müssen: „Cybernetics – Communication and Control in the Animal and the Machine“, also „Kybernetik – Regelung und Nachrichtenübertragung in Lebewesen und Maschine“? Ganz zu schweigen von Literatur, die in Wieners Rowohlt-Taschenbuch-Ausgabe 1968 im LIT-Verzeichnis aufgeführt ist, darunter Titel, die in der DDR veröffentlicht wurden und heute noch Respekt genießen. Kybernetik ist keine perfekte Dialektik, sie würde denn durch den Entwicklungs-Aspekt erweitert. Doch Dialektik ist seit sechzig Jahren ohne Kybernetik nicht mehr up to date. Nur ist das in der DDR – im Konsens mit Polit-Bürokratie – auch von Akademikern ausgeblendet worden, man hat die Untersuchungen von Georg Klaus und anderen ignoriert, man hat sie sogar im Buch „Geschichte der Philosophie in der DDR“ ausgeblendet, total, auch der Kreis um Hermann Ley hat sie ausgeblendet: Ist das auch unfair, so hat es doch Methode. Und grenzt schon an Geschichtsfälschung.

Auf Seite 193 bei Hörz beginnt das Kapitel „Gesellschaftsdialektik“. Da geht es gleich wieder los mit „statistischer Gesetzeskonzeption“ und zu „einer stochastischen Verteilung für die Verwirklichung der im Möglichkeitsfeld ausgewiesenen Tendenzen“. (S. 193) Die Hauptfrage müsste doch sein: Wie kommt die Sache selbst – die gesellschaftliche Entwicklung im Großen und im Kleinen – zur Entstehung von Tendenzen, die Hörz mit „Möglichkeitsfeldern“ beurteilen will? Wäre nicht die gnoseologische Frage zu aller Ontologie: Wie entstehen Tendenzen? Wie werden sie erkannt? Wie kommt es meist zu einem „Strauß von Alternativen“? Wäre das nicht für Dialektiker, für Ontologen und Gnoseologen die entschei-

dende Frage? Auch geschichtsphilosophisch? Nicht ein einziges Mal hat Hörz sein Zufalls-Syndrom zu den Analysen von Marx, Engels, Lenin in Beziehung gesetzt. Natürlich ist er auch nicht auf (Thiel 1998) eingegangen, nicht einmal auf Kapitel 14, darin unter anderem die Feststellung: Rückwirkend kann alles als determiniert verstanden werden. Vorwärts aber schon deshalb nicht, weil Gesetze (Abstraktionsprodukte!) miteinander konkurrieren und weil die Handelnden nicht überschauen können, was anderswo schon in Gang gesetzt ist. Deshalb verfehlt Hörz auch (Seite 174) den Einwand Einsteins, denn aus Einsteins Bekenntnis zum Determinismus folgt überhaupt nicht, dass alles voraussagbar wäre. Auf Seite 188 lässt Hörz einen Moment lang hoffen, die jeweils gegenwärtige Undurchschaubarkeit alles schon Geschehenen in sein Konzept zu integrieren. Doch kaum begonnen, schweift er ab zum Topos „Gleichgewichtszustände“.

Es gibt Anlässe, von Zufällen zu sprechen. Doch was vom Anlass übrig bleibt, wenn man genauer hinschaut, hat meist nichts mit Zufall zu tun, auch nicht mit Zufalls-Prozessen, welche die Mathematik von zufälligen Ereignissen unterscheidet. Hörz zitiert auf Seite 114 Karl Marx, wonach „das angeblich Zufällige die Form ist, hinter der die Notwendigkeit sich birgt“. Marx hatte das als Geschichts-Interessierter gesagt. Was nun aber die „historische Methode“ ist, welche Hörz anschließend als eine „Ergänzung der logisch-deduktiven und experimentellen Methode“ bezeichnet (S. 114): Da bleiben alle Fragen offen, da wird von Hörz nicht mehr an das Werk von Marx angeknüpft.

Da ist ja schon die Frage jedes Fußball-Spieles: Das Spiel der Spieler entwickelt sich, es wird von Menschen gestaltet, das ist spannend. Und nun kommt Hörz und sagt: Das ist determiniert, ihr müsst nur die Möglichkeitsfelder beachten. Das trifft mich wie ein Keulenschlag. Und der Fußball-Freund bricht in Gelächter aus. Da wäre auch zu fragen: Betrifft das Möglichkeitsfeld die Jahrestabelle der Wettkämpfe, die Zusammensetzung und die Strategie der Mannschaft und ihrer Wettkampf-Gegner? Die erste oder zweite Halbzeit? Die Entstehung von Offensiven während des Spieles, ein Dribbling, die Zweikämpfe? Bewusst oder intuitiv werden da viele denkbare Varianten berücksichtigt und bewertet, vom Trainer, von den Spielern, vom Management, mit Blick auf die Wettkampf-Gegner. So ist der Fußball ein Gleichnis für menschliche Geschichte. Doch das Geschehen wird von Hörz ausgeblendet, und dort, wo Hörz Anstalten macht, wenigstens Beispiele zu durchleuchten, ist von Dialektik keine Rede, da gibt es höchstens Schlagworte wie „Selbstorganisation“. Ja wie geschieht denn „Selbstorganisation“? Auf Seite 333 schreibt Hörz, „das Neue“ in der Geschichte dürfe nicht als „Rekombination“ verstanden werden. Das unterstellt er ausgerechnet dem Ernst Bloch und dem Hans Heinz Holz. Doch nun gar die Ströme des Geschehens, die übers Fußball-Gleichnis weit hinausgehen in der Geschichte, dazu ist bei Hörz nichts zu finden. Hörz bleibt Mechanizist, trotz aller Betonung des Zufalls.

Und wenn man gar im Jahre 2009 von „Selbstorganisation“ spricht wie Hörz: Werden da einfach nur Bauklötzchen zusammengestellt? Welche Rolle spielen Selektionen, negative und positive Rückkopplungen? Qualitäts-Umschlagen? Synergie-Effekte? Reicht es überhaupt, von „Selbstorganisation“ zu sprechen? Wie kommt es zu Entwicklungs-Prozessen, deren Verlauf auch als „Selbstgestaltung“ der Gesellschaft erscheinen kann? Wie weit sind

unsere Eindrücke ontologisch fundiert und gnoseologisch zu beurteilen? Da finde ich keine Anregung bei Hörz, geschweige denn Beachtung von Bekanntem. Immer nur Zubehör zur Dialektik. Selbst das noch wäre hinterfragbar, wenn man sich metaphorisch inspirieren ließe: Was alles gehört zum Zubehör? Schraubenschlüssel? Radheber? Abschleppseil? Sanitätskasten? Navigator? Frostschutz-Mittel? Das Instrumentarium der Auto-Werkstatt? Selbst davon findet man nicht viel bei Herbert Hörz.

Als junger Mann begann Herbert Hörz, Philosoph und Physik zur Kenntnis zu nehmen. Er korrespondierte mit Heisenberg über die Unschärfe-Relation. Die Physiker haben sich an die Unschärfe-Relation und die Statistik gewöhnt und finden immer wieder neue elementare Teilchen. Man kann aber einem Philosophen wie Hörz vorwerfen, Einsteins Unbehagen stehen gelassen zu haben: Wie ist das alles zu erklären? Wie sind Erkenntnis-Prozesse der Physiker zu hinterfragen? Wo sind Entwicklungen im rein physikalisch gesehenen Geschehen?

Dialektik versteht man von den Entwicklungsprozessen her, die am deutlichsten in der Gesellschaft ausgeprägt sind. Da hat sich Hörz zum Scheitern verurteilt, sich selber determiniert zum Scheitern, trotz aller Möglichkeitsfelder, die ihm offen gestanden haben.

Dialektik in der Gesellschafts- und der Geistesentwicklung! Da sind viele gnoseologische Fragen zu bearbeiten: Hegel und Marx haben Modelle der dialektischen Entwicklung geschaffen. Die Praxis aber ist viel komplizierter. Modelle sind von heuristischer Bedeutung, sie ermöglichen Hypothesen. Das hilft. Stets bleibt, Hypothesen dem Publikum verständlich zu machen und zu verifizieren. Das gehört zur Gestaltung.

Doch eines darf man nicht: Das Thema „Dialektik“ durch das Thema „Determinismus“ ersetzen. Darauf ist Herbert Hörz in den vergangenen Jahren deutlich hingewiesen worden, so in der EWE-Diskussion 2006, wo er der Anführer war. Doch was ihm entgegengehalten wurde, hat er ignoriert, auch unter Verletzung akademischer Fairness. Deutlich habe ich das auch ausgeführt am zweiten Tag eines Kolloquiums der Leibniz-Sozietät, im November 2007 in einem Saal der Humboldt-Universität. Hörz hatte als Gastgeber seinen Vortrag am ersten Tag gehalten. Am zweiten Tag ließ der Gastgeber mitsamt seinen Leibnizianern die Gäste allein. Die Vorträge sind seit April 2008 druckbereit. Bis heute wurden sie nicht gedruckt. Das hat sich Hörz gefallen lassen. Darf man da keinen Verdacht schöpfen? An seiner Stelle hätte ich in einige der Texte wenigstens mal reingeschaut, wenn ich ein entstehendes Buch „Materialistische Dialektik“ hätte nennen wollen.

V.

Das Buch von Hörz enthält einen Abschnitt „Ernst Bloch und das Prinzip Hoffnung“ (Seite 320 – 338). Hörz zitiert aus Werken von Bloch, die 1952 bis 1955 erschienen sind, zu jener Zeit, als Sozialisten von Hörz und Thiel bis Ulbricht vom Sieg des Sozialismus überzeugt waren und die inneren Probleme in ihrer Tiefe noch kaum erkannt hatten. Wichtig erschien, Machtpositionen zu halten. Dazu wurde Vertrauen der Bürger in die Sieg-Tendenz

des Sozialismus benötigt. Da hatte Bloch helfen wollen. Seine Bücher – in Jahrzehnten vorbereitet – wurden eine Zeit lang veröffentlicht, im Aufbau-Verlag.

Blochs Editionen 1952 bis 1955 umfassen ca. 2500 Seiten konzentrierten Stoff, von Bloch (geb. 1885) in Jahrzehnten erarbeitet: Als Philosoph, als Kenner der Geschichte, als Kenner des Marx-Werkes, als Intellektueller, obwohl ihm an seiner Wiege nicht gesungen worden war, Partei ergreifen zu sollen für die Mühseligen und Beladenen, die Proletarier und alle Entrechteten.

Als Philosoph erforschte Bloch, wie Geschichte in der Weltliteratur erscheint. Massenhaft und in verschiedensten Versionen fand er: Dokumentationen von Versuchen, Chancen und Sackgassen. Selbst Illusionen, die in der großen Geschichte wie in der Individual-Entwicklung entstehen, wurden von Bloch nicht verworfen, sondern kritisch erklärt und darauf hin abgeklopft, was sie zum Ausdruck bringen. Nur selbsternannte, sogenannte Realisten warnen immer nur vor Illusionen, statt für Realisierung zu kämpfen.

Den Bloch hätten wir als Sozialisten dringend nötig gehabt. Wir hätten ihn unserem Schlagwort von der „sozialistischen Bewusstseinsbildung“ anwidmen können. Doch als Bloch, einzigartig als Philosoph, Geschichtskenner und Vorwärtsdenker, siebzig Jahre alt geworden war, wurde er aus Leipzig hinweggemobbt. Bloch war als Philosoph und Geschichtskenner so beschlagen, so souverän, dass kleinere Geister um ihre Reputation fürchteten. Sie haben sich leider durchgesetzt.

Hörz war zu jung, um in das Mobbing einzugreifen. Doch statt von Bloch gelernt zu haben, in vier Jahrzehnten, wird Bloch von Hörz im Jahre 2009 umgebogen: Da sei zu wenig Wissenschaft, zu wenig wahre Dialektik und statt dessen – ansatzweise – Teleologie:

a) Hörz und seine Gewährsmänner sehen im Bloch-Werk „Poesie und insofern eindrucksvolle Rhetorik“ (ebenda, S. 324.). Aber sie bemerken nicht, dass Bloch auf 2500 Buchseiten empirische – ja, empirische! – Forschung präsentiert. Hörz hätte das vielleicht erkannt, wenn Bloch aus dreitausendjähriger Geschichte Recherchen präsentiert hätte, wie sie heute von Soziologen betrieben werden: Mit Fragebogen und Statistik. Aber solche Recherchen gab es natürlich nicht. Also hat Bloch literarische Dokumente ausgewertet. Aber selbst dann, wenn es in allen diesen dreitausend Jahren soziologische Forschung heutiger Art gegeben hätte – wie hätten die Zeitzeugen ihre Fragebögen konzipieren müssen, um die Probanden nicht zu manipulieren? Da hat ja selbst die heutige Soziologie ihre Grenzen, und die klügeren unter den Soziologen spüren, was im Argen liegt, besonders dann, wenn politische Interessen den Konzipienten die Feder führen. Es war nicht falsch, dass links-orientierte Philosophen im zwanzigsten Jahrhundert von „Empirismus“ und „Positivismus“ sprachen, wenn rein statistisch geprägte Empirie als Gipfel wissenschaftlicher Forschung deklariert wurde. (Hörz möge sich besinnen, worauf ich anspiele, ich habe es in meinem Bücherregal.) Aber Hörz 2009 hat keine Bedenken, die philosophisch und auch psychologisch geprägten Recherchen Blochs als wissenschaftlich minderwertig zu etikettieren.

b) Hörz stützt sich auf Feyerabend (S. 326) und auf seinen Kollegen Albert, um zu sagen, Bloch habe es an begrifflicher Schärfe gefehlt, und man komme „nicht so leicht dahinter,

was er will“. (S. 326) Wenn nun wenigstens Hörz ein Denker wäre, dann hätte er begriffen, was Bloch vorgelegt hatte und mit welcher Schärfe von Bloch die Dokumente aus dreitausend Jahren Geschichte analysiert worden sind, nicht nur etymologisch und psychologisch, sondern in ihrer Dialektik, in ihrer Polyphonie, mit ihren Risiken und Nebenwirkungen, in der Vielfalt ihrer Beziehungen zu ihrer Zeit und in ihren Auswirkungen bis in unsere Tage.

c) Hörz beruft sich (S. 324) auf einen Kollegen (Koncsik), welcher von „Anwendung“ der Dialektik auf die Wirklichkeit spricht. (Hörz spricht von „Denkinstrument“) Doch hier lauert schon das Missverständnis von Dialektik: Gewiss kann man sich von Propädeutik anregen lassen, doch der Sinn ist: Dialektik in Natur und Gesellschaft und im Geistesleben aufzudecken! Das ist zu trainieren! Das hatte Bloch jahrzehntelang getan und nebenbei auch in propädeutischen Merksätzen ausgedrückt. Das hätte Hörz nachvollziehen müssen! Doch er hat es nicht einmal bemerkt. Auf Seite 325 schreibt Hörz: Bloch habe „noch wenig von der Dialektik als wesentlichem Denkinstrument offenbart.“ Ei ei. Hörz hätte es lieber gehabt, wenn Bloch mehr über die Rolle des Zufalls geschrieben hätte. (S. 327) Doch gerade das ist und bleibt für Dialektik nachrangig. Natürlich gibt es Zufälle. Doch es ist allzu bequem, vom philosophischen Thema „Dialektik“ zum Thema „Zufälle“ zu flüchten, in die Nische, in welcher Herbert Hörz nichts zu erklären weiß.

d) Hörz versucht immer wieder, dem Bloch Teleologie und Glauben an Geschichtsautomatismus nachzusagen (S. 327, 328). Hörz schreibt sogar wörtlich von einem „teleologischen Zug“ bei Bloch (Hörz S. 328). Damit stimmt Hörz ein in der Chor der Mittelmäßigen, die (vor allem in Leipzig) in ihren Minderwertigkeits-Komplexen den Bloch als „Teleologen“ denunzierten. Das war Fälschung! Hörz hat nicht bemerkt, dass Bloch implizit durch sein ganzes Werk und ausdrücklich, in *Aperçus*, pointiert, die Offenheit aller Geschichte und des Menschenwerks zu jeder Zeit erkennbar gemacht hat. Denn das ist ja gerade das Lebens-Werk von Bloch: Kenntlich zu machen, dass Menschen handeln – also gestalten – müssen, um Bedürfnisse und Träume zu realisieren. Nicht sicher zwar, doch auch nicht ohne Hoffnung.

Bloch hat eindrucksvoll daran erinnert, wie schädlich der Glaube an Automatismus ist, der (von Apparatschiks und Politikern gefordert und gefördert) die Untertanen gefügig macht, damit sie den Weisungen der Obrigkeit gedankenlos folgen, weil ja der Sozialismus sowieso beim Siegen sei, so dass ihm nur noch ein wenig nachzuhelfen wäre.

Hörz stellt sein Buch nicht nur unter das Wort „Dialektik“, es soll ja von „Materialistischer Dialektik“ die Rede sein, dem Buchtitel zufolge. Da hätte Hörz bemerken müssen, dass sich Bloch zum Materialismus des Karl Marx bekennt, den er genau studiert hat. Und mehr als das! Epigonen hatten das Marx-Wort aufgegriffen: „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“. In (Thiel 1998) hatte ich darauf aufmerksam gemacht, wie vulgär das die meisten Hochschulabsolventen verstanden, welche die Vorlesungen für Hörer aller Fakultäten hingegenommen hatten, ab 1949 und danach. Doch Bloch war schon Jahrzehnte zuvor viel weiter gegangen, selbstverständlich im Konsens mit Marx, der ohnehin schon Probleme gehabt hatte, alles aufzuschreiben, was ihm durch den Kopf gegangen war. Deshalb verweisen Ingrid und Gerhard Zwerenz in (Zwerenz 2004, Seite 122) darauf: Im vulgären Materialismus

bleiben – im Unterschied zu Bloch – „Triebe, Emotionen, Leidenschaften, psychologische bis psychopathische Haltungen“ als Ingredienzen des menschlichen Seins ausgeschlossen. Das war tausend Mal konkreter als Hörzens „Zufall“.

Hörz hat auch nicht bemerkt, dass Bloch nicht in der Dualität von Kausalität und absichtschwangerem Denken verharrt. Bloch hat kenntlich gemacht, dass Menschen handeln (!) und dabei von Zielen und Zwecken, von Wünschen und Träumen geleitet sind, auch von Angst und Verzweiflung, welche Letztere an den Zielen, Zwecken, Wünschen und Träumen zu messen sind. Darin hat sich Bloch nun überhaupt nicht getäuscht, und gerade das hat Bloch erforscht, in hunderten Erscheinungsformen spezifiziert und in ihren Risiken und Nebenwirkungen, auch in deren lähmenden Auswirkungen beschrieben. Und alles nicht in sterilem Bürokraten-Deutsch, sondern in der Sprache eines sinnlich aufgeladenen Philosophen.

e) Auf Seite 329 sucht Hörz den Bloch zu belehren, dass Entwicklung mehr ist als „Auswicklung“ von „Eingewickelter“. Entwicklung sei „Tendenz zum Entstehen höherer Qualitäten“. Das ist nun schon eine Blasphemie, die Unverfrorenheit eines Jünglings im Jahre 2009. Und das gleich dreifach:

Erstens hat Bloch immer wieder die Entstehung neuer Qualia in Geschichte und Individualentwicklung kenntlich gemacht, durchgehend und bezogen auf die klassenlose Gesellschaft, im Konsens mit Marx und Marx komplettierend durch empirische Forschung des Verhaltens und der Psyche der Individuen. Bloch hat auch – im Gegensatz zu Hörz S. 329 – ausdrücklich klargestellt: „Das real Mögliche in Keim und Anlage ist . . . nie ein eingekapseltes Fertiges, das als ein erst Klein-Vorhandenes lediglich auszuwachsen hätte. Vielmehr bewährt es seine Offenheit . . . nicht als bloße Ausschüttung oder Ausfaltung.“ (Bloch S. 258) Freilich hätte Bloch (auch auf S. 268 ff.) noch klarer sagen können: Entwicklungsprozesse spalten sich, so dass Unterschiede, Differenzen und Gegensätze entstehen. (Dazu Literatur von Hegel, Lenin und seit 1980 auch von anderen, darunter Autoren zu nichtlinearen Iteratoren und Bifurkationen.) Aber (Hörz 2009) geht sowieso nicht darauf ein in seinem Buche „Materialistische Dialektik“.

Zweitens kommt es drauf an, was man unter „Tendenz“ versteht. Entwicklung bringt stets auch Varianten hervor. Alles andere würde Teleologie sein, die Hörz dem Bloch fälschlich unterstellt. „Tendenz“ kann aus Möglichkeiten werden, wenn Menschen die Möglichkeiten erkennen und handeln, also gestalten. Fast auf jeder Seite wird das von Bloch bekundet, in „Das Prinzip Hoffnung“ Band 1 besonders deutlich auf den Seiten 22, 162 und in Abschnitt 19 (die Seiten 270 – 311) *Weltveränderung oder die Elf Thesen von Marx über Feuerbach*.

Bei Bloch auf Seite 22 kann man lesen: „Man braucht das stärkste Fernrohr, das des geschliffenen utopischen Bewußtseins, um gerade die nächste Nähe [des dunklen Augenblicks] zu durchdringen.“ Auf Seite 127: „Gefahr und Glaube sind die Wahrheit der Hoffnung, dergestalt, daß beide in ihr versammelt sind und die Gefahr keine Furcht, der Glaube keinen trägen Quietismus in sich hat.“ Der Erwartungseffekt – schreibt Bloch – sei „der Gegenpol zur Verzweiflung“. Auf Seite 162 beginnt Bloch einen Abschnitt *Weiter utopische Funktion*.

Das Subjekt in ihr und der Gegenzug gegen das schlecht vorhandene. Das ist die Überschrift, die man schon im Inhaltsverzeichnis des Buches finden kann. Der Abschnitt beginnt so:

„Doch ohne Kraft eines Ich und eines Wir dahinter wird selbst die Hoffnung fade. An der bewußt gewußten Hoffnung ist nie Weiches, sondern ein Wille setzt in ihr: es soll so sein, es muss so werden. Energetisch bricht darin der Wunsch- und Willenszug hervor . . . Aufrechter Gang ist vorausgesetzt, ein Wille, der sich von keinem Gewordensein überstimmen läßt; er hat in diesem Aufrechten sein Reservat.“ [Das müsste auch zur Linkspartei ins Programm: Nicht nur Stimm-Abgabe, sondern Aufrechter Gang der Bürger!]

Auf der folgenden Seite setzt Bloch noch eins drauf: „. . . reicht der objektive Faktor allein nicht aus, vielmehr rufen die objektiven Widersprüche die Wechselwirkung mit dem subjektiven Widerspruch dauernd auf. Sonst entsteht die letztthin defaitistische Irrlehre eines objektivistischen Automatismus, wonach die objektiven Widersprüche allein ausreichen, um die von ihnen durchsetzte Welt zu revolutionieren.“ Ähnlich in *Das Prinzip Hoffnung* Band 3, Seite 466 ff. Dort auch die Worte: „Gemachte wie freiwillige Nullen addieren sich nicht . . . Am schlimmsten, wenn eine Gruppe zwar halb rot geworden, aber in der anderen Hälfte ebenso kleinbürgerlich ist und diese andere Hälfte all die edlen Eigenschaften des Spießers überliefert, anerzieht und fortentwickelt . . . Wobei es zur befreienden Hilfe gehört, dass sie auch zu lächeln vermag.“ In der jungen DDR wurden die Werke des exakten Denkers Bloch veröffentlicht. Und was hat Hörz daraus gemacht?

Drittens wird dem Bloch von Hörz vorgeworfen, was Hörz selber dem Bloch soeben noch als (vermeintlichen Ansatz zur) Teleologie angekreidet hatte. Das ist zumindest unehrlich. Hörz schreibt: Entwicklung „ist Tendenz zum Entstehen höherer Qualitäten, gemessen an Effektivitäts- und Humankriterien“. Entwicklung ist natürlich noch viel mehr als Hörz im Auge hat: Nicht nur „Kriterien“, sondern Entstehung neuer Qualia in der Geschichte, auch außerhalb des Bewusstseins. Natürlich kommt es an auf „Tendenz“, und diese entspringt in der Gesellschaft den Bedürfnissen, den Wünschen und Träumen. Gerade das hat Bloch – exakt denkend und mit seinen empirischen Forschungen – nachgewiesen.

Aber Bloch hatte begriffen, dass „Tendenz“ auch offen sein kann, deshalb trieb ihn die Sorge, sein Riesenwerk zu vollbringen. Hörz aber, der sonst nicht mit Worten spart, belässt es mit kargen Worten, dass es bis jetzt eben nicht so geklappt hat wie gewünscht. (Obwohl er sonst keinen Aufwand an Worten scheut.) Hätte er wenigstens die Worte zitiert, mit denen Bloch *Das Prinzip Hoffnung* Band 2 eröffnet: „Zu viele stehen draußen an. Wer nichts hat und sich dabei bescheidet, dem wird auch noch genommen, was er hat. Nur hört der Zug nach dem, was fehlt, nie auf. Wovon geträumt wird, dessen Fehlen tut nicht weniger weh, sondern mehr. So hindert das, sich an die Not zu gewöhnen. Was immer weh tut, drückt und schwächt, soll weg.“ Wenn das – wie Hörz meint – Teleologie sein soll, dann will ich lieber gemeinsam mit Marx und Bloch Teleologe sein als Mechanizist, der sich mit dem Logo „Zufall“ schmückt. Hörz ist auch darin Mechanizist, dass er vorwiegend von Ereignissen spricht statt von Prozessen, im Einklang mit den Mogel-Medien.

Weil ich gerade beim Zitieren bin, will ich mich anhängen an Blochs Kapitel über die tech-

nischen Utopien in *Das Prinzip Hoffnung* Band 2, daraus die Worte über die Natur: „Der kapitalistische Begriff der Technik ... zeigt ... mehr von Domination als von Befreundung, mehr von Sklavenaufseher und Ostindischer Kompanie als vom Busen eines Freundes [der Natur] ... Die Tage des bloßen Ausbeuters, des Überlisters, des Wahrnehmers von Chancen sind auch technisch gezählt.“ (ebenda, Seite 242, 243). So hatte das auch Marx gesehen, und Engels nicht minder. Nun hätte ich Lust, von Blochs 2000 Seiten mindestens 200 abzuschreiben. Doch wer es nie gewollt, der stehle weinend sich aus diesem Bund.

Und wie ich erneut das Buch von Ingrid und Gerhard Zwerenz zur Hand nehme, um zu prüfen, ob ich ridendo Bloch etwas Wichtiges übersehen habe, finde ich: „Blochs Leistung besteht darin, die Welt des Gewordenen auf die Möglichkeiten der Verbesserung hin zu durchforschen. Es ist falsch, in Blochs Utopie-Begriff den Himmel zu sehen. ... Vieles ist in die Entscheidung des Menschen gestellt. Die Steigerungsstufe der Verzweiflung, Passivität, Vernichtung baute der Philosoph nicht weiter aus. Andere nahmen ihm die Arbeit ab. Er leistete, was die anderen schuldig blieben, die Verteidigung der Humanität durch die Sicht auf neue Horizonte.“ (Zwerenz 2004, Seite 109)

Bloch lesend habe ich im vergangnen Jahr zwanzig Mal angemerkt: Das hätte Hörz lesen müssen. Dann wäre Hörz nicht Hörz geblieben. Bloch hat fast zwei Generationen und Marx hat fünf Generationen vor Hörz gelebt. Da möchte man sagen: Die Väter fochtens besser aus. Und nun unterbreche ich die Theorie und bereite die nächste Montags-Demo vor, damit Menschen den Aufrechten Gang erlernen.

VI.

Als junger Mann hat Herbert Hörz allzu viel Glück gehabt. Wegen sehr guter Noten wurde ihm das fünfte Studienjahr erlassen. Ein Zufall war das nicht. Schnell geht er in die Aspirantur und hört auch Physik. Er ist begabt mit Intelligenz und Fleiß, mit Freundlichkeit und Schmiegsamkeit. Er ist eine gewinnende Person. Schnell klettert er die Leiter hoch. Ein Zufall war das nicht. Und wer ihm nicht das Wasser reichen konnte, dem wurde Hörz Autorität. Da rührte sich kein Kritiker. War das ein Zufall? Aller drei Jahre lässt Hörz ein dickes Buch drucken. Den meisten seiner Kollegen genügte das. War das ein Zufall? Es war Herberts Unglück. Er empfing Beifall, er stieg in höchste Ämter auf. Gelassen, flink und freundlich überspielt er Probleme und wird Kaiser. Nun kommt ein Außenseiter, der unabhängig geblieben ist. Ein Zufall war das nicht. Und der Außenseiter mitten aus dem Leben ruft: „Seht, die ihr am Rand der Straße steht: Wer kommt denn da? Der Kaiser pur mit Lendenschurz.“

Anhang: Möglichkeitsfelder nach Hans-Jochen Rindfleisch, Rainer Thiel und Hansjürgen Linde seit 1980. Ein Querschnitt von Rainer Thiel

Skelett der Methodik zur Erarbeitung und Nutzung von Feldern des Wandels, der Problemlösung, der Möglichkeiten ist ein heuristisches Programm. Die Methodik regt an zu untersuchen, wie der technisch-ökonomischen Entwicklung entspringend und beim Höher-schrauben von Parameterwerten zum Zwecke des Höher-Entwickelns mit Spaltungen zu rechnen ist, mit Spaltungen von Wandlungsbahnen, die man naiverweise als einheitlich angenommen hatte. Durch Höher-schrauben werden Repugnanzien antizipiert. Damit findet man erfinderische Aufgabenstellungen.

Auch beim Finden von Lösungen kann eine Spaltung hilfreich sein, nämlich als Spaltung eines Objekts in Komponenten, die sich gegenseitig in gewünschter Weise kompensieren, analog dem Kompensationspendel. Selbstkompensation steckt ja auch im Rückkopplungskreis. Dieses Bild im Hinterkopf steuerte die Erfindungs-Methodiker. Und so haben wir seit 1980 in Berlin, in mehrtägigen Erfinde-Workshops, Erfindungsaufgaben entwickelt, um Kollision von Wünschen durch widerspruchslösende seriöse Erfindungen zu überwinden und dabei auch das Kompensationsmuster lenkend anzuwenden. Das ist uns oft gelungen. Und so verstehen wir Kreativität. Was ich 1993 in Nürnberg auf der Erfinder-Messe gesehen habe, entsprach nur ausnahmsweise diesem Kriterium.

Eine solche Methodik der Kreativität wird heute unterm Namen „Widerspruchorientierte Innovationsstrategie“ in Industrie-Unternehmen und Hochschul-Seminaren praktiziert. Exponent ist mein Freund Prof. Dr. Ing. Hansjürgen Linde, früher in Gotha, seit 1991 in Coburg. Meinerseits beobachte ich, dass diese Methodik – mutatis mutandis – auch in anderen Lebens-Bereichen praktiziert werden kann. Dazu analysiere ich Erfahrungen zum Beispiel in Bürgerinitiativen. Das scheint mir im Sinne der philosophischen Hintergedanken von Wiener zu sein. Es würde der philosophischen Dialektik dienen und jene Kreativität befördern, die über Kinderspiele hinauszugehen hat.

Bekanntlich wird auch die Theorie der strategischen Spiele im Sinne von Neumann/Morgenstern der Kybernetik und der Dialektik zugeordnet. Doch Widersätzlichkeiten, Repugnanzien, kommen dort vor ohne ihre genetischen Wurzeln, die zum Wesen des dialektischen Widerspruchs gehören. Auch sind ihre Ziele nicht etwa befreiende Auflösungen von Widersprüchen, sondern lediglich rationale Variantenauswahl ohne Kreation von Strategien. Da bin ich mit der Kybernetik, der Steuermannskunst, bisher nicht zufrieden. Strategische Spiele steigern nur das Bedürfnis nach neuen Strategien. Gleichwohl müssten strategische Spiele im Sinne von Neumann/Morgenstern auch in allgemeinbildenden Schulen behandelt werden, weil sie beitragen, die Binnendialektik von Repugnanzien zu durchleuchten. In den Schulen würde ein wenig Theorie der strategischen Spiele beitragen zu zeigen, dass Mathematik mehr ist als Pythagoras.

Um die Rückkopplungs-Kybernetik und Widerspruchs-dialektik auch im täglichen Leben

fruchtbar werden zu lassen, sind Anknüpfungspunkte zu finden. Solche Punkte sind massenhaft gegeben durch Worte wie „aber“, „doch“, „trotzdem“, „dennoch“, „Dilemma“ und „Zielkonflikt“, auch „Dissonanz“ und „Komplementarität“ sowie „Teufelskreis“ und „Zwickmühle“. Sogar ein oft gesprochener Satz, nämlich die sich selbst erfüllende Prognose „Wir ändern ja doch nichts“, ist ein Anknüpfungspunkt. Stets kann man fragen: Was liegt der Verwendung dieser Worte zugrunde? Beim Lesen Hegels sinnierte Lenin über Dialektik in den einfachsten, täglich anzutreffenden Dingen, und er notierte: „Auf diese Weise kann (und soll) man in jedem beliebigen Satz . . . die Keime aller Elemente der Dialektik aufdecken und so zeigen, dass der gesamten menschlichen Erkenntnis überhaupt die Dialektik eigen ist.“ (LW 38, S. 343). Das kann man auch auf die Kybernetik beziehen. Dann würden Kybernetik und Dialektik im Volksbewusstsein Wurzeln schlagen. Dann könnte man auch Lenins Forderung erfüllen, „die Sache selbst“, also die Wechselwirkung selbst zu erforschen statt drum herum zu reden. Das Drum-herum-Syndrom ist auch in der Bundesrepublik virulent, nur in anderem Outfit. Die Kybernetik ist in dieser Hinsicht besser dran, denn wenn sie von „Rückkopplung“ spricht, redet sie nicht um die Sache herum, sondern behandelt sie im Reichtum ihrer relationalen Bestimmungen, also konkret. Aber Lenins Notat, das 1915 beim Lesen Hegels und anderer Philosophen entstanden ist, blieb bis heute unbeachtet von Verbalisten, denen ihre Sachen selbst samt Hegel und Marx zu schwierig waren. Die Verbalisten sind auch zu sehr auf sich selber fixiert, um praktische Bedürfnisse zu spüren.

Regelkreis/Verstärkerkreis lassen sich von Kindern leicht verstehen. Darüber hinaus wäre Verständnis für dialektische Widersprüche zu entwickeln. Anzusprechen wären Didaktiker der Unterrichtsfächer Mathematik, Physik, Biologie und Geschichte. Das Verständnis der Schüler, in Relationen zu denken, würde befördert. Im Allgemeinen drücken Menschen ihre Befindlichkeit aus, doch sie erkennen nicht die Relationen, die sie durchleuchten müssten. Sie denken abstrakt. Umso mehr brauchen wir auch die Sprachen der Netzwerke und Matrizen als Kulturfaktoren.

Doch eines ist hervorzuheben: Repugnanz ist erst dann als dialektischer Widerspruch qualifiziert, wenn die Wechselwirkung entgegengesetzter Pole auch als Resultat einer Entwicklung verstanden wird, welche zu Spaltungen führt, mit Differenzen beginnend, sich entwickelnd zur Entgegensetzung. Repugnanz zusammen mit ihrer Wurzel, der Spaltung innerhalb von Entwicklungsprozessen – erst das ist der dialektische Widerspruch. Sinngemäß schrieb Marx: Technologische Erklärungen taugen nicht viel, wenn ihnen „das historische Element“ fehlt (MEW 23, S. 392). Und weiter: „Abstrakt naturwissenschaftlicher Materialismus“ taugt nichts, weil er „den historischen Prozess ausschließt“ (ebenda, S. 393). Und weiter sinngemäß: Entwicklung von Repugnanz ist der „einzig geschichtliche Weg ihrer Auflösung und Neugestaltung.“ (ebenda, S. 512). Mein Fazit: Das wäre eine höhere Stufe der Steuermannskunst: Noch mehr Dialektik und entschieden mehr Kreativität. Durch Dialektik und durch weitergedachte Kybernetik gelangte die Kategorie der Kreativität in die materialistische Philosophie, allerdings nur virtuell, weil Amts-Philosophen den Diskurs verweigerten, Publikation hintertrieben und Kreativität mit Brainstorming verwechselten.

In den siebziger Jahren begann ich zu eruieren, wie solide Erfindungen entstehen. Das

ist noch ein bisschen mehr als tradierte Steuermannkunst. In die Gespräche mit Verdienten Erfindern ging ich mit Vermutungen. Im Laufe der Jahre entstanden Vorstellungen über Methodik des Erfindens. Dabei gingen wir weit über (Altschuller 1984) hinaus, dessen Anregungen uns ermutigten. Erste Lehrmaterialien entstanden ab 1980. Ausführliches Lehrmaterial gibt es seit 1988. Und den dialektischen Widerspruch betreffend zeigte sich: Beim Antizipieren technisch-ökonomischer Entwicklungsprozesse tritt Spaltung ein, wenn die Werte der kennzeichnenden Parameter hinreichend hochgetrieben werden. Das hatte mein Freund, der Verdiente Erfinder Dr. Ing. Hans-Jochen Rindfleisch, sofort aufgegriffen, 1980, und zunehmend detaillierter demonstriert, praktisch im Erfinde-Workshop, theoretisch in unserem Lehrmaterial. Mit Hans-Jochen verstand ich mich sofort, ihm war der genetische Aspekt selbstverständlich, er war einer der ganz wenigen Ingenieure, die fähig sind, erkenntnistheoretisch über ihre Arbeit nachzudenken. Nachträglich berichtet wird über unsre gemeinsame Arbeit in zwei Studien 1993 und 1994, von der „Deutschen Aktionsgemeinschaft Bildung Erfindung Innovation“ herausgegeben (Linde 1993) bzw. im Trafo Verlag, dort vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft gefördert (Rindfleisch, Thiel 1994).

Nun zwei der zentralen Muster unserer Methodik:

Muster 1 – die ABER-Matrix nach Dr. Ing. Hans-Jochen Rindfleisch (Verdienter Erfinder der DDR im VEB KWO) und Dr. phil. habil. Rainer Thiel (beide in außerdienstlicher Arbeit) ab 1980 zur Ermittlung von technisch-ökonomischen Widersprüchen durch Erhöhen von Werten der Parameter in den Zeilen und Spalten. In die Tabellenfelder werden in Expertenberatungen – nach dem jeweiligen Stand der Technik – die erforderlichen Maßnahmen stichwortartig notiert. Dazu werden die Stichworte mit einem Pfeil versehen, der nach oben oder unten weist, und die Tabelle wird ganzheitlich betrachtet. Die Workshop-Teilnehmer waren dann immer erschrocken und riefen: „Da kommen wir doch in Widersprüche“. Darauf Thiel: Da sehen Sie, dass Sie von ihren Professoren falsch orientiert worden sind.

Zielgrößen	Zweckmäßigkeit	Wirtschaftlichkeit	Beherrschbarkeit	Brauchbarkeit
Anforderungen				
Bedingungen				
Erwartungen				
Restriktionen				

Die ABER – das sind die „Aber“, die nach einem einleitenden Brainstorming notwendigerweise in einem *inversen Brainstorming* den ersten flüchtigen, den sogenannten fixen Ideen entgegenzuhalten sind.

Muster 2 – Operationalisierung ökonomisch-technischer Widersprüche nach Prof. Dr. Ing. Hansjürgen Linde, Verdienter Erfinder der DDR, (Linde 1988) und (Linde

1993), speziell Seiten 89, 170, 285.

Ökonomisch-technische Widersprüche lassen sich oft an gegenläufigen quantitativen Parametern festmachen:

- Problemstellung und Dynamik der Führungsgrößen identifizieren: Wenn X_i steigen soll, muss Y_k fallen
- Technologische Widersprüche X_i vs. Y_k erkennen.
- Zielgrößen X_i gegen die Führungsgrößen Y_k in einer Problematrix auftragen.

„Führungsgröße“ heißt hier: Technologisch-technischer, technisch-physikalischer, technisch-geometrischer Parameter, dessen Werte im Sinne eines gewünschten Zieles zu vergrößern bzw. zu verkleinern sind. Die Anforderungen aus der Sicht auf Zielgrößen erweisen sich als widersprüchlich (Zielkonflikt!) bezüglich der „Führungsgrößen“, die je einer Zielgröße oder mehreren Zielgrößen zugleich zuzuordnen sind. Der Wert einer Führungsgröße müsste sich dann zugleich vergrößern und verkleinern. Darin bestehen die ökonomisch-technologischen Widersprüche, die entweder wahlweise in Kauf genommen, durch Kompromisse abgeschwächt oder erfinderisch aufgelöst werden.

Literatur

- (Altschuller 1984) Genrich Saulowitsch Altschuller: Erfinden. Wege zur Lösung technischer Probleme. Aus dem Russischen übertragen von Katrin und Rainer Thiel. Drei Auflagen: 1984, 1986, 1998.
- (Hörz 2009) Herbert Hörz: Materialistische Dialektik. Aktuelles Denkinstrument zur Zukunftsgestaltung. Berlin 2009.
- (Linde 1988) Hansjürgen Linde: Gesetzmäßigkeiten, methodische Mittel und Strategien zur Bestimmung von Erfindungsaufgaben mit erfinderischer Zielstellung. Dissertation. TU Dresden 1988. Initiator, Betreuer und Gutachter R. Thiel.
- (Linde 1993) Hansjürgen Linde, Bernd Hill: Erfolgreich erfinden – Widerspruchsorientierte Innovationsstrategie für Entwickler und Konstrukteure. Hoppenstedt-Verlag, Darmstadt 1993.
- (Peschel, Thiel 1982) Manfred Peschel, Rainer Thiel: Warum Mathematik? Problemspezifische Sprachen und Denken, in Wissenschaft und Fortschritt 32 (1982) 10, Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin.

Nachdruck 2002 in „Betrachtungen zur Systemtheorie, Gedenkband zum Leben und Schaffen von Prof. Manfred Peschel“, Hochschule Zittau/Görlitz, Institut für Prozesstechnik, Prozessautomatisierung und Messtechnik. Dort auch R. Thiel: Mathematik

und Dialektik. Sowie R. Thiel: Nichtlinearität als ein Dialektik-Muster und Mathematik.

- (Rindfleisch, Thiel 1989) Hans-Jochen Rindfleisch, Rainer Thiel: Erfindungsmethodische Grundlagen. Lehrmaterial zur Erfinderschule. Lehrbriefe 1 und 2, Kammer der Technik, Berlin, DDR 1988 und 1989.
- (Rindfleisch, Thiel 1994) Hans-Jochen Rindfleisch, Rainer Thiel: Erfinderschulen in der DDR – Eine Initiative zur Erschließung und Nutzung von technisch-ökonomischen Kreativitätspotentialen in der Industrieforschung – Rückblick und Ausblick. Trafo Verlag, Berlin 1994.
- (Thiel 1967) Rainer Thiel: Quantität oder Begriff? Der heuristische Gebrauch mathematischer Begriffe. Berlin, DDR 1967.
- (Thiel 1975) Rainer Thiel: Mathematik – Sprache – Dialektik. Berlin, DDR 1975.
- (Thiel 1976) Rainer Thiel: Über einen Fortschritt in der Aufklärung schöpferischer Denkprozesse. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 1976 Nr. 3.
- (Thiel 1998) Rainer Thiel: Marx und Moritz – Unbekannter Marx – Quer zum Ismus. Trafo Verlag, Berlin 1998 und 1999.
- (Thiel 2000) Rainer Thiel: Die Allmählichkeit der Revolution – Blick in sieben Wissenschaften. LIT-Verlag, Münster, London, Berlin 2000.
- (Thiel 2009) Rainer Thiel: Allmähliche Revolution – Tabu der Linken. Zwei Arten Abstand vom Volk: Auf Wunder warten, und 'Gebt eure Stimme bei uns ab'. Kai Homilius Verlag 2009.
- (Zwerenz 2004) Ingrid und Gerhard Zwerenz: Sklavensprache und Revolte. Schwartzkopff Buchwerke, Hamburg, Berlin, 2004.

Ausgewählte weitere Publikationen von Rainer Thiel und seinen Kollegen

- Rainer Thiel: Kybernetik – Philosophie – Gesellschaft. Konferenzbericht. In Einheit, Juli 1961, Beilage.
- Rainer Thiel unter dem Patronat von Georg Klaus: Über die Existenz kybernetischer Systeme in der Gesellschaft. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 1962, Heft 1.
- Rainer Thiel: Methodologie und Schöpfertum. Forschungsbericht und Konferenzprotokoll 1977, Manuskript-Druck Institut für Hochschulbildung

- Rainer Thiel: Dialektische Widersprüche in Entwicklungsaufgaben. 1980 Ormig KDT, integriert in das erste Lehrmaterial für Erfinderschulen der KDT 1983.
- Dieter Herrig, Herbert Müller, Rainer Thiel: Technische Probleme – methodische Mittel – erfinderische Lösungen. In „Maschinenbautechnik“, Nr. 6 und 7, 1985.
- Rainer Thiel: Wird unseren Ingenieurstudenten die Dialektik des realen technischen Entwicklungsprozesses gelehrt? Denkschrift an Kurt Hager und ca. 80 prominente Intellektuelle, darunter Helmut Koziolk, Erich Hahn und Herbert Hörz. 1986.
- Rainer Thiel: Zweite Denkschrift an Kurt Hager und ca. 80 prominente Intellektuelle, darunter Helmut Koziolk, Erich Hahn und Herbert Hörz. Darin „Wie ernst nehmen wir es mit der Dialektik?“ sowie Info über die Erfinderschulen. 1987.
- Hans-Jochen Rindfleisch, Rainer Thiel: Programm zum Herausarbeiten von Erfindungsaufgaben. Bau-Akademie der DDR, 1986.
- Rainer Thiel: Komplexitätsbewältigung – Dialektikbewältigung, theoretisch und praktisch. Darin weitere Literatur-Angaben. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 1990, Nr. 5.
- Rainer Thiel: Wie wird Dialektik nutzbar als Heuristik? In Erwägen – Wissen – Ethik. Jg. 17/2006, Heft 2, Paderborn. R. Thiel: Realität von Relationen. Ebenda, Jg. 17/2006, Heft 3.
- Rainer Thiel: Neugier – Liebe – Revolution. Mein Leben 1930 – 2010. Edition Ost 2010.

Wie der kleine Philosoph die Welt veränderte. Eine Variation auf die 11. Feuerbachthese

Hans-Gert Gräbe, Leipzig

Eine durch und durch fantastische Geschichte

In einer fernen Zeitschrift in einem fernen Land kam man auf die wundersame Idee, ein Projekt zu Ehren eines ihrer Altmeister zu starten, obwohl dieser Herr seit über 100 Jahren tot und seit 20 Jahren gar mausetot war. Ein Bewohner dieses Landes hatte vor vielen Jahren sogar laut verkündet „Der Altmeister ist tot und Jesus lebt“ – aber wer weiß, vielleicht ist es ja auch umgekehrt, dachte man sich in der Redaktion dieser Zeitschrift.

Nun waren die Philosophen aufgerufen, sich darüber Gedanken zu machen, denn es war nicht irgendeine Zeitschrift – etwa mit praktischen Tipps für Hausfrauen oder Pudelmzüchter, solche Blätter gab es genug – sondern eine *Zeitschrift für unfertige Gedanken*.

Um es den Philosophen nicht gar zu einfach zu machen, hatten die Redakteure der Zeitschrift auch gleich einige Beiträge verfasst, mit einer hinterhältigen These des Altmeisters im Mittelpunkt, die Philosophen hätten die Welt nur verschieden interpretiert, es komme aber darauf an, sie zu verändern.

Da waren die Philosophen und diejenigen, die sich für solche hielten, – wir wollen das nicht weiter unterscheiden, denn vielleicht ist es ja auch hier umgekehrt – verwundert. Denn wenn sie auf die Welt schauten, da stellten sie fest, dass sie sich ja auch von selbst dauernd änderte – vom Winter zum Sommer, vom Wohlstand zum Ruin, vom Satten zum Hungrigen, vom Kind zum Greis – und wunderten sich, warum die Redakteure darum ein solches Aufheben machten, auch wenn es der Altmeister vielleicht einmal gesagt hatte. Und sie gingen zum Tagesgeschäft über und die Redakteure warteten und warteten.

Unter den Philosophen war aber ein ganz kleiner – man munkelte sogar, es sei gar kein richtiger Philosoph, sondern ein Dilathetiker, und er könne deshalb auch nicht richtig philosophieren, so wie es sich gehört, weil er nicht in der Philosophenschule gewesen sei –, der schon lange versuchte, die Gedanken des Altmeisters zu verstehen. Das war sehr ungewöhnlich, denn sonst beschränkten sich die Philosophen darauf, den Altmeister zu zitieren. Man hatte ja mit den eigenen unfertigen Gedanken Plage genug und konnte sich nicht auch noch um fremde kümmern. Zumal, wenn es bereits fertige Gedanken waren – und daran bestand bei den Gedanken des Altmeisters kein Zweifel. Aber wie gesagt, vielleicht war der kleine Philosoph auch gar kein richtiger Philosoph, das würde dessen Absonderlichkeiten erklären.

Zunächst staunte der kleine Philosoph – wie die anderen auch –, wie viele kluge Gedanken der Altmeister doch gedacht hatte, und allesamt fertige. Das muss ein schweres Stück Arbeit gewesen sein. Und wie die vielen kleinen Gedanken darüber hinaus zusammenpassten, dass es nur so flutschte – eine helle Freude! Das war dem kleinen Philosophen bisher versagt

geblieben – er musste sich mächtig plagen, bis auch nur zwei seiner Gedanken wirklich zusammenpassten. Also dachte er bei sich, da schauen wir doch mal, wie der Altmeister seine Gedanken zusammengefügt hat, dass es nur so flutscht. Vielleicht gibt es ja was zu lernen. Es war eben ein absonderlicher Philosoph, wo doch alle wussten, dass man in der Philosophenschule lernt, aber dann, als ausgewachsener Philosoph, ausgelernt hat. Aber wie gesagt, der kleine Philosoph war nie in der Philosophenschule gewesen und konnte das deshalb auch nicht wissen.

Wie der kleine Philosoph aber ein paar Gedanken des Altmeisters nach dessen Art selbst zusammenfügte, da staunte er noch mehr – es ergab sich nämlich *ein* größerer Gedanke. Also war es gar kein Wunder, dass die kleinen Gedanken des Altmeisters so gut zusammenpassten, wie die anderen Philosophen dauernd behaupteten, denn sie waren Teil *eines* größeren Gedanken. Nun versuchte der kleine Philosoph, größere Gedanken des Altmeisters zu verstehen – eine wahre Sisyphusarbeit, denn die großen Gedanken – die aus den kleinen zusammengebauten – waren nicht mehr so einfach zu finden. Zumal der Altmeister sie mehrfach umgebaut zu haben schien, denn manches Frühe passte nicht zu Späterem und umgekehrt. Aber das war dem kleinen Philosophen mit seinen Gedanken auch schon passiert.

Und ihm kam ein wahrhaft ketzerischer Gedanke – vielleicht war der Altmeister auch nur ein Mensch und kein Gott, wie manche Philosophen behaupteten. Dann könnte es aber gut sein, dass die großen Gedanken des Altmeisters gar keine fertigen Gedanken waren, sondern auch unfertige, die man – das hatte sich der kleine Philosoph inzwischen vom Altmeister abgeschaut – auseinandernehmen, die Teile putzen, prüfen und dann anders wieder zusammensetzen konnte, um vielleicht einen weniger unfertigen großen Gedanken zu erhalten.

Das ist ja wie beim Puzzlespiel, wo man auch nur den richtigen Anfang finden muss und dann flutscht der Rest, dachte der kleine Philosoph bei sich, denn er war ein leidenschaftlicher Puzzlespieler. War so ein Puzzlekern erst einmal fertig, dann ging es wirklich ganz einfach. Man schaute auf eine Stelle und wusste plötzlich, was dort für ein Puzzlestück fehlte, obwohl man es noch gar nicht in der Hand gehabt hatte. Dann musste man nur die noch nicht verbauten Puzzlestücke durchwühlen, bis man das gesuchte Stück gefunden hatte. Manchmal war es auch etwas komplizierter und man hatte nur eine ungefähre Ahnung. Dann war es nützlich sich zu erinnern, welche Puzzlestücke man schon einmal an anderer Stelle probiert und verworfen hatte – vielleicht passten sie ja diesmal. Bei besonders schwierigen Puzzlearbeiten hatte der kleine Philosoph auch schon mit *mehreren* Puzzlekernen gleichzeitig begonnen – aber das war eine wirklich schwere Übung.

Dabei, lieber Leser, hatte der kleine Philosoph aber einen Unterschied zwischen dem Zusammenfügen von Puzzlestücken und dem von Gedanken übersehen – die Puzzlestücke lagen auf dem Tisch und die Leute ringsum riefen „Ja, das gehört dorthin, das sehe ich auch!“ oder „Du Holzkopf, bist du blind und siehst nicht, dass dieses Puzzlestück genau dorthin gehört und nicht da, wo du es gerade anlegen willst?“ Die Gedankenpuzzlestücke waren aber allesamt im Kopf des kleinen Philosophen und keiner konnte sie von außen

sehen. Wenn sich der kleine Philosoph nun bemühte, den Leuten zu erklären, wie er sein Gedankenpuzzle zusammensetzte – und dass alle kleinen Gedanken doch schon da waren, man müsse nur genau hinschauen – dann riefen sie bewundernd „Ja, das ist mal ein Experte, der weiß die Gedanken im Dutzend zu produzieren, und alle passen so schön zusammen, während sich unsereiner mit seinen zwei, drei kleinen Gedanken abmüht, dass sie sich nicht gar zu sehr widersprechen“. Und mühten sich weiter ab mit ihren zwei, drei kleinen Gedanken statt die wohlfeilen, gut zusammenpassenden zu nehmen – so sind halt die Leute.

„Man darf deshalb aber nicht geringschätzig auf die Leute herabschauen“, sagte der kleine Philosoph, wenn das die anderen Philosophen gelegentlich taten. Denn er wusste aus seinen Übungen mit den Gedanken des Altmeisters, wie schwer man sich mit fremden Gedanken tut. Sie waren ja im Kopf des anderen, und wenn man versuchte, sie nachzudenken, dann wusste man nie genau, ob es die Gedanken des anderen oder die eigenen waren oder sich aber eine Mischung aus beiden ergeben hatte. Man konnte natürlich nachfragen wie bei seinem Freund Heinz, mit dem der kleine Philosoph oft diskutierte, und sich einen Gedanken genauer erläutern lassen. Dann war es oft einfacher, die eigenen und die fremden Gedanken zu unterscheiden. Heinz hatte manchmal eine absonderlich praktische Art, die der kleine Philosoph so gar nicht gutheißen konnte. Das waren dann wirklich fremde Gedanken, die sich von den eigenen gut unterscheiden ließen. Manchmal erwachsen bei Heinz aus solch abstrusen Gedanken auch abstruseste Vorhaben, die man nun ganz und gar und wirklich nicht gutheißen konnte, denn das dicke Ende war eigentlich abzusehen. Wenigstens, wenn es der kleine Philosoph mit seinen Gedanken dachte. Aber Heinz hörte meist nicht auf ihn, und viele seiner Vorhaben gingen auf die eine oder andere Weise dann doch gut aus, auch wenn der kleine Philosoph gar nicht verstand, warum. Eigentlich – wenn er es recht bedachte – gelangen Heinz' Vorhaben sogar deutlich häufiger als die des kleinen Philosophen, obwohl er bestimmt keine großen Gedanken darauf „verschwendete“, wie das Heinz spöttisch nannte.

Bei den Gedanken des Altmeisters war es aber anders – man konnte ihn nicht mehr fragen, wie etwas gemeint war, denn er war ja schon über 100 Jahre tot. Und so war sich der kleine Philosoph niemals klar, ob es denn nun ein Gedanke des Altmeisters war, den er gerade dachte, oder ein eigener. Man konnte natürlich andere Philosophen fragen, die sich auch mit Gedanken des Altmeisters befasst hatten und in der Frage vielleicht bereits weiter vorangekommen waren. Es gab ein paar große Philosophen, die wussten nicht nur genau, welche Gedanken der Altmeister gedacht hatte, sondern auch, wann und wie aus den unfertigen Gedanken weniger unfertige geworden waren. Fragte man sie, wie sie das denn geschafft hätten, so antworteten sie unwirsch „Wir haben jedes Schnipsel Papier des Altmeisters aufgehoben, selbst die achtlos weggeworfenen, genau studiert und in den blauen Bänden abgedruckt. Und dazu viele andere kluge Bücher geschrieben, wie man die blauen Bände lesen soll, damit auch ja die Gedanken des Altmeisters daraus hervorgehen und diese sich nicht mit den eigenen vermischen.“ Und fügten mit drohendem Unterton hinzu „Wir kennen dieses Problem gut, leicht ist ein Mensch verseucht von einer solchen Mischung aus eigenen Gedanken und denen eines Altmeisters und dann zu nichts mehr zu

gebrauchen. Früher wurden solche Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrannt, aber wir haben heute andere Methoden.“ Davon hatte der kleine Philosoph schon gehört, und ein kalter Schauer lief ihm den Rücken herunter. Das sahen die großen Philosophen gern und fuhren in versöhnlicherem Ton fort „Die blauen Bände musst du unbedingt gelesen haben, wenn du mit uns reden willst, denn wir haben Wichtigeres zu tun und keine Zeit, uns mit deinen plumpen Fragen abzugeben, die heute schon in der Philosophenschule ausführlich besprochen werden. Wir müssen nämlich überlegen, wie die Welt am besten zu verändern sei, denn nur darauf kömmt es an. Wir streiten gerade darüber, ob man es eher auf die alte Weise mit einer Revolution, oder aber auf eine neue Weise, mit einem Transformationsprojekt, versuchen soll. Da mögen wir es gar nicht, wenn wir wegen einer Lappalie gestört werden.“

Dem kleinen Philosophen wurde ganz wuschig im Kopf bei so vielen guten Ratschlägen, dass ihm eine Weile gar keine eigenen Gedanken mehr kamen. Wenn die großen Philosophen so eindringlich davor warnten, so musste etwas dran sein an der Gefahr, wenn sich die eigenen Gedanken und die des Altmeisters miteinander vermischten – aber das passierte dem kleinen Philosophen ja dauernd. Wie hatten das die großen Philosophen denn vermieden? Sie müssen doch auch einmal kleine Philosophen gewesen sein mit ähnlichen Problemen wie er selbst. Und warum hielten die großen Philosophen die Puzzlestücke bereits für die Gedanken des Altmeisters? Und woher wussten sie, dass die Art, wie sie die kleinen Gedanken des Altmeisters in den blauen Bänden und den vielen anderen Büchern zu großen Gedanken zusammengesetzt hatten, die großen Gedanken des Altmeisters waren? War doch der kleine Philosoph beim Zusammensetzen bereits der zwei, drei großen Gedanken des Altmeisters, an denen er sich selbst versucht hatte, auf die allergrößten Schwierigkeiten gestoßen. Es konnte natürlich daran liegen, dass er sie zu sehr mit eigenen Gedanken vermischt hatte, und die Ecken und Kanten, die er an einem großen Gedanken des Altmeisters entdeckt zu haben glaubte, in Wirklichkeit Ecken und Kanten seiner eigenen unfertigen Gedanken waren. Dass also nicht der große Gedanke des Altmeisters unfertig war, sondern nur die Art, wie er ihn aus kleineren Gedanken zusammengesetzt hatte. Das passiert ja gelegentlich beim Puzzeln.

Er wusste keinen rechten Rat und fragte seinen Freund Heinz, was der zu der ganzen Angelegenheit zu sagen habe. Der aber meinte „Schnickschnack, alles aufgeblasene Dummköpfe, deine Philosophen mit ihren Denkvorschriften. Jeder kann denken, was und wie er will, Hauptsache er ist damit glücklich!“ Das war wieder einer der praktischen Heinzsprüche, mit denen der kleine Philosoph gar nicht so recht etwas anzufangen wusste, denn gleich begannen seine Gedanken von Neuem zu kreisen. Woran merkt man denn, dass ein Mensch glücklich ist? Die einen sagten, sie seien es, aber man sah ihnen an der Nasenspitze an, dass es nicht stimmte. Andere schimpften wie ein Rohrspatz, aber unglücklich sahen sie deshalb noch lange nicht aus. Und wenn die Menschen glücklich waren, warum sollten sie dann die Welt verändern? Und wenn einige von ihnen unglücklich waren, lag das dann an der Welt oder hatten sie nur etwas Falsches gedacht? Und musste man die Welt gleich ändern, wenn die einen unglücklich, die anderen aber glücklich waren? Konnte es nicht sein, dass in der geänderten Welt die Glücklichen unglücklich und die Unglücklichen glücklich wa-

ren? Wäre dann etwas gewonnen? Wäre es nicht einfacher, den Unglücklichen die richtige Art des Denkens beizubringen, dass auch sie damit glücklich waren? Ein Gedanke zu einer Frage löst zehn neue Fragen aus, seufzte der kleine Philosoph – sein Freund Heinz hatte ihm diesmal auch nicht helfen können. „Du Dummkopf“, sagte Heinz, „du willst gleich, dass *alle* glücklich sind. Sorge dich doch erst einmal darum, dass *du selbst* glücklich bist, das andere wird sich schon finden. Und wenn nicht, dann muss es ja deine Sache nicht sein. Weißt du denn nicht, was alle wissen? Jeder ist seines eigenen Glückes Schmied. Ihr Philosophen seid schon komische Leute.“

Da beschloss der kleine Philosoph, sich nicht mehr darum zu scheren, was die anderen Philosophen sagten, wie man den Altmeister lesen müsse; selbst auf die Gefahr hin, dass sich die Gedanken vermischten. Er ging zu seinem Regal mit den großen Gedanken, die er schon früher nach der Art des Altmeisters, mit Ecken und Kanten, zusammengesetzt hatte – der kleine Philosoph war ein sehr ordentlicher Mensch, denn er wusste, was für ein Chaos entsteht, wenn man die eigenen Gedanken nicht ordentlich aufbewahrt –, nahm sie aus dem Regal, legte sie auf den Tisch und begann, sie noch einmal auseinanderzunehmen, die Teile zu putzen und sie nun nach eigener Art zusammensetzen. Natürlich ging vieles so, wie beim Altmeister und in den Büchern zu lesen war. Aber bei ein paar Teilen war sich der kleine Philosoph immer wieder unsicher, wo und wie sie genau anzubauen waren. Es waren sehr abgegriffene Teile, was davon zeugte, dass auch andere Philosophen an dieser Stelle ins Grübeln gekommen waren. Es gab zwar dicke Bücher darüber, wie diese Stellen genau zu puzzeln seien, aber der kleine Philosoph hatte sich ja vorgenommen, auf *seine* Art zu puzzeln und sich diesmal nichts einreden zu lassen, was nicht seine eigenen Gedanken waren. Besonders die Käselehre des Altmeisters hatte es ihm angetan, wo jener behauptete, dass aus Käse mehr Käse würde, wenn man ihn nur in Quark und wieder zurück verwandle. Dort – so der Altmeister – liege das ganze Übel der Welt begraben, denn den Mehrkäse würden sich einige aneignen und damit die Welt ins Unglück stürzen. Der kleine Philosoph versuchte, diesen Verwandlungsprozess mit dilathetischen Methoden genauer zu beschreiben, um alles besser zu verstehen. Das hatte der Altmeister zwar auch versucht, aber dem kleinen Philosophen schien, dass da irgendetwas nicht stimmte. Ich hatte ja schon erwähnt, dass der kleine Philosoph ein ganz passabler Dilathetiker war, der wenigstens das dilathetische Handwerk verstand, denn er war in der Dilathetenschule gewesen, während die Philosophen in der Philosophenschule saßen. Der Altmeister sei zwar auch ein Dilathetiker gewesen – wenigstens behaupteten das die Philosophen, die alle Schnipsel Papier des Altmeisters, selbst die achtlos weggeworfenen, durchgesehen und darunter auch solche mit dilathetischen Zeichen gefunden hatten –, allein der kleine Philosoph glaubte nicht so recht daran, denn die dilathetischen Argumente in der Käselehre des Altmeisters waren gar zu einfach gestrickt, wie sie heute jeder Mensch lernen musste, auch wenn er in die Philosophenschule geht. Wenn man aber feinere dilathetische Methoden anwendete, so ergab sich ein Quark-Erhaltungssatz, aus dem folgte, dass aus Käse gar nicht mehr Käse werden konnte. Vielleicht hatte der Altmeister ja etwas übersehen, dachte der kleine Philosoph, puzzelte an der Stelle besonders eifrig und schrieb dazu einige spannende Traktate.

Doch genug der Abschweifungen in die Welt des kleinen Philosophen, denn *die* Welt hatte der Altmeister mit seiner These bestimmt nicht gemeint, und die Redakteure wohl auch nicht, die noch immer in ihrer Redaktionsstube saßen und auf Traktate warteten. Wie ging es denn nun weiter in *deren* Welt?

Erhaltungssätze sind natürlich eine spannende Sache, wenn man über die sich dauernd verändernde Welt nachdenkt. Das sah der kleine Philosoph auch und er überlegte, dass er sich ja einmal überlegen könne, welche Konsequenzen sich aus dem Quark-Erhaltungssatz ergeben würden. Ihm fielen dazu auch gleich viele unfertige Gedanken ein und er freute sich – vielleicht wären die Gedanken ja sogar nützlich, wenn es nicht nur „darauf ankömmt“, sondern eines Tages die Welt wirklich verändert werden sollte. Doch zuerst galt es, Ordnung in die eigenen unfertigen Gedanken zu bringen, und diese in ein Traktat zu gießen, wie es bei den Philosophen üblich ist. Der kleine Philosoph überlegte zunächst, über welche Veränderungen er zuerst nachdenken solle, denn Veränderungen gab es gar zu viele, dass man davon ganz wuschig im Kopf werden konnte. Er bemerkte, dass die Leute am meisten begeistert waren von Veränderungen, die sie *Fortschritt* nannten. Und schrieb flugs als Titel auf die erste Seite seines Traktats: *Wie geht Fortschritt?* Bald hatte der kleine Philosoph auch einen feinen Text beisammen mit einem großen Gedanken, der aus vielen spannenden kleinen Gedanken zusammengesetzt war, was uns hier nicht weiter interessieren soll – wir wollen ja nicht in den Fehler verfallen, auf den der Altmeister schon hingewiesen hatte –, und trug ihn voller Freude zur Zeitschrift, ob denn der Gedanke in seinem Traktat nicht was wäre für deren Projekt.

„Ja“, sagte der Redakteur, „das ist ein wirklich spannender und großer Gedanke, thematisch auch zu uns passend. Wir würden ihn auch in unser im Augenblick etwas vor sich hin schlafendes Projekt über den Altmeister aufnehmen. Aber ich weiß gar nicht, ob ihn unsere Leser so auf einen Schluck verdauen können. Du solltest deinen Text also am besten ändern, in seiner gegenwärtigen Form passt der Beitrag nicht ganz.“ Da ahnte der kleine Philosoph schon, dass die Leser der Zeitschrift wohl einen empfindlichen Magen hatten, dem man nur mit ganz kleinen Häppchen kommen konnte und nicht mit einem großen Puzzle.

„Und übrigens“, fuhr der Redakteur fort, „habe ich selbst vieles nicht verstanden, wie sollen es dann unsere Leser verstehen? Ich bin überzeugt, dass Du eine Überarbeitung in dieser Weise oder zumindest doch Richtung hinbekommst. Falls Du jetzt noch Interesse haben solltest, sage mir einfach Bescheid.“ Der Redakteur musste ein großer Philosoph sein, denn bedeutete sein Satz im Umkehrschluss nicht auch, dass alles, was die Leser verstanden, auch der Redakteur verstanden hatte? Ein so verständiger Mensch war dem kleinen Philosophen lange nicht begegnet. Und er fragte zögerlich: „Was, Redakteur und großer Philosoph, hast du denn nicht verstanden?“ „Darüber muss ich nachdenken, und das kann einige Zeit dauern“, antwortete der Redakteur. Das verstand der kleine Philosoph, denn Gedanken – selbst unfertige – brauchen ihre Zeit, besonders wenn es Gedanken zu fremden Gedanken sein sollten.

Doch nun langweilte sich der kleine Philosoph, denn Warten war seine Sache nicht. Wenn die Welt verändert werden sollte, dann lieber heute als morgen. Warum also nicht schon

einmal beginnen mit dem Umarbeiten des Traktats, so wie es der Redakteur verlangt hatte? Was es mit den Lesern auf sich hatte, konnte er zwar nicht wissen und musste auf die weiteren Hinweise des Redakteurs warten, aber da waren ja noch die Traktate des Redakteurs, mit denen das Projekt begonnen hatte. Dem kleinen Philosophen fielen beim Lesen auch gleich viele unfertige Gedanken ein, wie die Gedanken des Redakteurs mit seinen eigenen zusammenpassten. Mehr noch aber stellte er fest, dass die Gedanken eigentlich *nicht* zusammenpassten, was ja noch viel spannender war, zeigten solche Stellen doch oft auf Widersprüche in der Welt selbst. Man konnte so feine Diskussionen beginnen, aus denen der kleine Philosoph oft auch etwas lernte – er war ein absonderlicher Philosoph, ich betonte es bereits. Bestimmt würde es dem Redakteur helfen, auch seine Gedanken zu den Gedanken des kleinen Philosophen in ein Traktat zu gießen, wenn er ihm so auf halbem Weg entgegenkäme, dachte der kleine Philosoph. Allerdings wusste er aus Erfahrung, dass es viele Philosophen nicht mochten, wenn man ihre Ideen nicht beklatschte, sondern Einwände hatte. Denn dann hätten sie ja ihre Gedanken weiterdenken und ihre Gedanken-Welt ändern müssen, und das war fast so beschwerlich wie das Ändern der Welt selbst.

Der kleine Philosoph ahnte, dass der Redakteur über so viel Hartnäckigkeit erschrecken würde, denn bisher hatte die Zeitschrift ja nur kleine unfertige Gedanken veröffentlicht und keine großen, zusammengesetzten. Und das mit den Lesern – ob ihnen eine solche Veränderung bekommen würde oder sie dann nicht gleich die Zeitschrift abbestellten – war ein sehr plausibles Argument. Denn – das wusste der Redakteur, der ja ein großer Philosoph war, wie der kleine Philosoph an einer einzigen Bemerkung des Redakteurs treffsicher erkannt hatte, sicher auch – die Menschen sind eigenartig; obwohl die Welt sich dauernd ändert, hätten sie es lieber, wenn alles so bliebe wie es ist. Denn wenn die Welt sich änderte, dann mussten sie sich selbst auch ändern, und das war mühsam. Noch viel mühsamer als zwei, drei kleine Gedanken zusammenzufügen. Deshalb versuchten die Menschen, das Ändern zu vermeiden und ließen sich nur im äußersten Notfall darauf ein. Das war ja gerade das Verzwickte an der These des Altmeisters, die der Redakteur selbst mit ausgesucht hatte für das neue Projekt. Und einen solchen Gedanken hatte der Redakteur, der ja ein großer Philosoph war, bestimmt auch schon gedacht, wo er doch selbst dem kleinen Philosophen eingefallen war.

So komplizierte unfertige Gedanken konnte der kleine Philosoph entwickeln, und das dauerte keine fünf Minuten. Wenn aber ein solcher Gedanke entstanden war, dann bekam er ein Sausen und Drücken im Kopf, als wenn es dem Gedanken dort viel zu eng wäre und dieser unbedingt heraus wollte. Er ging also zu seinem Freund Heinz und erzählte ihm von seinem Gedanken, und gleich wurde ihm besser und das Sausen ließ nach. Sein Freund sagte aber – wie so oft – „Du spinnst. So ein komplizierter Gedanke für eine so einfache Sache. Das ist gar kein großer Philosoph, der tut nur so. Das ist ein Hochstapler, der mag nur nicht, dass sich seine Welt ändert, wie alle Menschen. Und schon gar nicht seine Zeitschrift, denn schau – sie wird ja von seiner Partei bezahlt und der Redakteur auch.“ Solch ketzerische Gedanken konnte Heinz entwickeln, dass dem kleinen Philosophen schwarz vor Augen wurde – es ist halt nicht so einfach mit den verschiedenen Interpretationen der Welt. Denn manches Gesagte oder Geschriebene ist nicht der Gedanke selbst,

sondern dient dazu, ihn unkenntlich zu machen. Das hatte der kleine Philosoph auch schon bemerkt, obwohl solch komplizierte Fragen in der Philosophenschule, die der kleine Philosoph ja nicht einmal besucht hatte – wir erinnern uns –, nur ganz am Rande in einem Spezialseminar behandelt wurden. Sollte Heinz wirklich Recht haben? Denn es stimmte ja, dass der Redakteur von der Partei bezahlt wurde und die Zeitschrift auch. „Das kann nicht sein“, versuchte der kleine Philosoph zögerlich einzuwenden, „schau doch nur, was für kluge Aufsätze der Redakteur schreibt, wie die Welt zu verändern sei! Bestimmt hat er schon längst damit begonnen!“ „Papperlapapp“, antwortete Heinz, „Papier ist geduldig. Schick ihm doch einfach dein neues Traktat und schau, was passiert. Ein Schritt realer Bewegung ist mehr wert als tausend Worte – hat das nicht euer Altmeister gesagt?“

Und so schickte der kleine Philosoph das neue Traktat an den Redakteur, über den sich nun Zweifel in seiner Brust regten, ob jener denn wirklich ein großer Philosoph sei oder aber nur so tat, wie sein Freund Heinz behauptet hatte. Das Interpretieren der Welt ist oft schon schwer genug, dass man gar nicht zum Nachdenken über das Verändern oder gar zum Verändern selbst kommt, seufzte der kleine Philosoph.

Der Redakteur war aber ein einfacher Redakteur und kein Herausgeber. Das muss man bei einer Zeitschrift genau unterscheiden, denn das Wichtige an einer Zeitschrift sind ja nicht die Beiträge, die hereinkommen, sondern die Beiträge, die herausgegeben werden. Nur die bekommt der Leser zu Gesicht, und der Herausgeber muss genau darauf achten, dass nur solche Beiträge herausgegeben werden, die der Leser auch versteht. So hatte es jedenfalls der Redakteur dem kleinen Philosophen gesagt, und es besteht kein Grund, daran zu zweifeln. Denn wenn der Leser die Beiträge nicht versteht, dann kann es leicht sein, dass er sich sagt „Was soll ich mit einer Zeitschrift, deren Beiträge ich nicht verstehe? Das sind ja keine unfertigen, sondern unverständliche Gedanken“, sich seinen eigenen zwei, drei kleinen Gedanken zuwendet und die Zeitschrift abbestellt. Eine Zeitschrift herzustellen aber ist teuer, denn man muss ja Papier besorgen und Druckaufträge bezahlen und den Versand, und für den Herausgeber sollen auch noch ein paar Groschen übrigbleiben. Deshalb gibt es für die meisten Zeitschriften auch einen Verlag, denn so viele Sorgen würden einen Herausgeber glatt überfordern.

Nun gab es in der neuen Zeit aber auch Online-Zeitschriften, die ohne Papier und Druckaufträge funktionierten. Man musste den Beitrag nur hochladen, und schon konnten ihn alle Leute lesen, ob nun Leser oder auch nicht. Man sagte statt „hochladen“ zwar immer noch „herausgeben“, aber den Verlag konnte man so schon einmal einsparen, und der Herausgeber war wieder die wichtigste Person in einer Zeitschrift, denn er hatte nun wieder allein dafür zu sorgen, dass alles seinen geordneten Gang ging.

Man hätte natürlich auch *alle* Beiträge, so wie sie hereinkamen, hochladen können – genug Platz dafür wäre gewesen und solche Online-Zeitschriften gab es auch. Man nannte sie Preprint-Server nach einem Begriff aus der alten Zeit, wo die Autoren noch selbst ihre Traktate auf eigene Kosten in kleiner Auflage druckten und an Bekannte verschickten, damit diese die neuen unfertigen Gedanken schon einmal lesen und diskutieren konnten, denn das Drucken in den Verlagen dauerte gewöhnlich sehr lange. Diese Vorabdrucke nannte man

Preprints, und der kleine Philosoph hatte selbst aus der alten Zeit noch einen Schrank voller Preprints, denn die musste man zu jener Zeit aufheben, wenn man später noch einmal nach diesem oder jenem Gedanken schauen wollte, wie er denn genau aussah. Das war heute, in der neuen Zeit, Gott sei Dank einfacher. Hatte man einen Gedanken verloren und wusste ungefähr, wie er aussah, dann konnte man im Internet nach ihm suchen und wurde meist auch fündig. Man nannte das *googeln* und es ging viel schneller als früher vor dem Preprintschrank, in dem ja auch alle verlorenen Gedanken enthalten waren. Aber finde da mal einen! Nein, das war in der neuen Zeit schon bequemer.

Die *Zeitschrift für unfertige Gedanken* – der aufmerksame Leser ahnt es bereits – war auch so eine Online-Zeitschrift, aber noch eine traditionelle mit Redakteur und Herausgeber. Solche Zeitschriften waren auch in der neuen Zeit noch wichtig, denn sie sortierten und rubrizierten die Beiträge, dass alles gleich viel übersichtlicher war. Wenn man einen *bestimmten* verloren gegangenen Gedanken suchte, dann half das zwar wenig, aber gefälliger sah es allemal aus. Das Wichtigste aber waren die Gutachter, denn bei den Beiträgen auf den Preprint-Servern wusste man nie so genau, was man von ihnen halten sollte. Bei den Zeitschriften hatte aber ein Gutachter schon mal nachgeschaut, ob der Beitrag etwas taugt, und nur die tauglichen Beiträge wurden zugelassen. Der Herausgeber entschied zwar immer noch darüber, welche der Beiträge letztlich herausgegeben wurden, denn auf die Gutachter war auch nicht immer Verlass, aber sie waren schon eine große Hilfe. Und da als Gutachter ausschließlich Experten zugelassen waren, so konnte man als Leser sicher sein, dass man einen wertvollen Beitrag in den Händen hielt, den zu lesen sich lohnte.

Lieber Leser, du wirst sicher schon ungeduldig fragen, was ich mich hier so lang und breit über Zeitschriften im Allgemeinen und Speziellen und in der alten und der neuen Zeit auslasse, wo das hier doch eine Geschichte über den kleinen Philosophen ist und nicht über Zeitschriften, und hier ja überhaupt nur eine einzige Zeitschrift vorkommt, die *Zeitschrift für unfertige Gedanken*, und ich könnte doch langsam mal auf den Punkt kommen und erklären, wie es dort mit den Gutachtern bestellt war oder warum es keine gab. Aber genau das ist das Problem – ich weiß es nicht. In der neuen Zeit war es ja wieder ganz einfach geworden, eine Zeitschrift zu gründen, und Hinz und Kunz gründeten welche, und es gab so viele – gedruckte und online –, dass einem ganz wuschig im Kopf werden konnte. Und alle behaupteten, dass sie wichtige Zeitschriften seien – aber das konnte kaum stimmen, so viele wichtige Zeitschriften konnte es in der Welt gar nicht geben. Oder doch? Die Welt ist ja ziemlich groß – sie reicht bis zum Mond und zurück und vielleicht auch noch ein Stück weiter. Aber so viele Gutachter gab es nicht, dass alle Zeitschriften welche abbekommen konnten, selbst wenn ein Gutachter für mehrere Zeitschriften gutachtete, wie es schon in der alten Zeit üblich gewesen war. Und so konnte es gut sein, dass auch unsere Zeitschrift keinen abbekommen hatte und Redakteur und Herausgeber ohne Gutachter auskommen mussten. Denn Gutachter konnten sich in der neuen Zeit nur große Zeitschriften leisten. Vielleicht war also unsere Zeitschrift nur eine kleine Zeitschrift – doch das muss ja nicht schlimm sein, denn der kleine Philosoph war ja auch nur ein kleiner Philosoph, und eine große Zeitschrift hätte sein Traktat wahrscheinlich auch gar nicht herausgegeben. Das mit dem Interpretieren der Welt ist eben gar nicht so einfach, aber glücklicherweise kömmt es ja

auch nicht darauf an. Oder doch? Der Altmeister hatte ja nicht gesagt, dass es *nur* darauf ankömme, die Welt zu verändern. Ob es *auch* darauf ankömme, die Welt verschieden zu interpretieren, hatte er – wenn man es recht betrachtete – wohl offen gelassen.

Wie dem auch sei, kaum hatte der kleine Philosoph sein überarbeitetes Traktat an den Redakteur geschickt, bekam er auch schon eine Antwort – diesmal vom Herausgeber. Der schrieb: „Vielen Dank für Ihren nochmals überarbeiteten Beitrag, den wir nun in unser Projekt zum Altmeister einfügen müssten. Wir würden dies auch tun, aber jedoch nur zögernd, mit keinem guten Gefühl. Die *Zeitschrift für unfertige Gedanken* ist keine akademische Publikation, was uns jedoch nicht hindern würde, im Ausnahmefall mal einen auf den ersten Blick akademisch anmutenden Beitrag bei uns zu veröffentlichen, nur glauben wir, dass weder Sie noch wir etwas davon haben. Ihr Name wird den Lesern des *Unfertigen Gedankens* bisher unbekannt sein, Sie müssten sich diesen Lesern erst einmal durch Texte bekannt machen, damit sie dann genug Interesse an einem so langen Beitrag wie dem *Wie geht Fortschritt?* aufbringen, was bei uns immer auch eine Sache des Stils ist. Unsere Zeitschrift besitzt nicht die akademische Reputation, die Ihren Beitrag schon allein deshalb als wichtig und bedenkenswert erscheinen ließe, nur, weil wir ihn veröffentlichen.“

Und weiter schrieb der Herausgeber: „Ich schlage Ihnen deshalb folgendes vor: Sie trennen erst einmal Ihren Beitrag zu unserem Projekt zum Altmeister von dem zur programmatischen Debatte unserer Partei und machen daraus zwei eigenständige Artikel. Den *Altmeister*, wenn irgendetwas möglich bitte ohne Ihre Fußnoten, weil das in eine Online-Zeitschrift nicht passt – erklären Sie stattdessen, woher Sie Ihre Zitate haben, sagen Sie uns bitte auch, was das für Leute sind, die sich hinter den von Ihnen genannten Namen verbergen. Dass der zweite Teil Ihres Textes (so nehme ich jedenfalls an) ein Beitrag zur programmatischen Debatte unserer Partei sein soll, habe ich nur der Überschrift des Ganzen entnehmen können, und Sie ahnen sicher, dass ich mich da zum Maßstab des Verständnisses mache. Wenn es Sie interessiert, dann leisten Sie diesen Beitrag zur Programmdebatte, unsere Zeitschrift ist daran interessiert, aber bitte so, dass dies bei einem ersten Zugriff unseren Usern als ein Beitrag zu diesem Thema erkennbar ist. Ihre Überlegungen zum Fortschritt treffen bei uns nicht allein nur auf zweifelnde Köpfe, sie erscheinen uns in einem irgendwie doch journalistischen Unternehmen wie unserem fehl am Platze. Etwas zur neuen Zeit würde uns wieder interessieren.“

Ich zitiere das hier so ausführlich und detailgenau, lieber Leser, damit du dir selbst ein Bild machen kannst. Denn – wie gesagt – nichts Genaues weiß ich nicht, und ich werde einen Teufel tun und meine eigenen Gedanken mit denen des Herausgebers vermischen, nur damit du es bequem hast. Denn die großen Philosophen warnen ja vielleicht nicht umsonst davor, die Gedanken zu vermischen. Nachher habe ich noch den Schaden davon, gerade bei den Gedanken einer Respektsperson wie dem Herausgeber! Nein, nein, es reicht, wenn ich den Gedanken des Herausgebers möglichst detailgetreu wiedergebe, dann, lieber Leser, kannst du selbst entscheiden, ob du die Welt an dieser Stelle interpretierst – also auf gut Deutsch dir einen eigenen Reim auf die Sache machst – oder aber es sein lässt. Wenn du es aber doch tust, dann komme hinterher nicht angeheult, wenn du einen Schaden davon

hattest, denn ich habe dich hiermit ausdrücklich gewarnt!

Der kleine Philosoph war jedenfalls bass erstaunt und vollkommen irritiert über so viel Unverständnis für sein Traktat – war es doch gerade das schöne Gedankenpuzzle, was das Feine an seinem Text ausmachte. Wieso hatte der Herausgeber das nicht bemerkt, war er doch der große Herausgeber und nicht der einfache Redakteur – der ja bereits ein so verständiger Mensch war. Um wie Vieles verständiger musste da erst der Herausgeber sein. Auch wunderte er sich sehr, warum ihm nicht der Redakteur geschrieben hatte, hatte er doch gerade die Gedanken des Redakteurs versucht, in die Neufassung aufzunehmen.

Und er schrieb dem Herausgeber zurück: „Lieber Herausgeber, ich kann Ihre Einwendungen leider in keiner Weise nachvollziehen. Wieso meinen Sie, dass in meinem Text *zwei* Gedanken gesponnen werden, einer zu Ihrem Projekt und einer zur programmatischen Debatte? Hängt beides – bei der bekannten Traditionslage – nicht so eng zusammen, dass man es gut und gern auch als *ein* Projekt angehen kann? Möglicherweise nicht das Ihrer Zeitschrift – die Ihnen offensichtlich klaren Differenzen würden mich dann aber schon interessieren. Aber *wenn es darauf ankömmt, sie zu verändern*, dann wird man doch auch mal schauen müssen, *wie* Verändern geht und was das mit *Fortschritt* zu tun hat. Nichts anderes ist Thema meines Traktats. Und zwar bis zur letzte Zeile. Ein einziges großes Gedankenpuzzle – ein großer Gedanke, der aus vielen kleinen Gedanken zusammengesetzt ist. Dass das Spinnen dieses einen Gedankens notwendig lang geworden ist, hat in der Tat damit zu tun, dass Ihre Leser, die mir unbekanntes Wesen, mit meiner Art, Gedanken zu spinnen, nicht vertraut sind. Die vielen Fußnoten vernetzen den Gedanken mit anderen – wie sonst; ich bin erstaunt, dass Sie meinen, das sei nicht nur überflüssig, sondern geradezu kontraproduktiv.“

Kaum war eine halbe Stunde vergangen – die Post ging in der neuen Zeit schnell, nicht so wie in der alten; alle Leute verschickten nur noch diese „E-Mail“ genannten Briefe, und wenn sie sich mal einen auf die alte Weise schrieben, dann nannten sie das „S-Mail“ mit „S“ wie „Schnecke“, so langsam war die Post in der alten Zeit gewesen im Vergleich mit der neuen –, schon klingelte es im Postkasten des kleinen Philosophen, was bedeutete, dass eine Antwort eingetroffen war. Diesmal aber vom Redakteur, dem er gleich eine Kopie seines Briefs an den Herausgeber geschickt hatte, weil der kleine Philosoph ja gar nicht verstand, was dort in der Redaktion vor sich ging. Und eine Kopie zu schicken war in der neuen Zeit auch nicht mehr so beschwerlich wie in der alten, wo man noch extra eine Abschrift seines Briefes anfertigen musste. Man tippte in seinen Computer „Kopie an den Redakteur“ – und das war alles. Den Rest erledigte der Computer – so eine praktische Kiste war das.

Der Redakteur aber schrieb: „Lieber kleiner Philosoph, ich habe mich in eine etwas unangenehme Lage manövriert. Erstens, ich habe ja in der Tat Dir versprochen, Änderungsvorschläge zu machen, auch wenn ich der Meinung bin, dass das ein wenig Zeit kostet. Zweitens aber, schließe ich mich der Haltung unseres Herausgebers an, zumal ich zugegen war, als er den Brief an Dich gestern abfasste, ich also nicht so tun kann, als wüsste ich von nichts. Meine Vorschläge, die ich an Dich unterbreitet hätte, wären ohnehin Ratschläge zur Textgestaltung gewesen, die ähnlich zu denen des Herausgebers wären. Ein Beispiel:

Bénardzellen bilden sich als Konvektionszellen heraus, wenn eine Wasserschicht von unten erhitzt wird. Diese Form der lokalen Selbstorganisation des Wärmetransports ist eines der bekanntesten dissipativen Phänomene. Das kann schon sein, dass das so ist, aber ich habe einfach nicht verstanden, was Du damit mitteilen möchtest. Und verzeih mir die Arroganz: Wenn ich das nicht verstehe, könnte ich mir gut vorstellen, dass das vielen unserer Leser auch so geht. Es kann sein, dass Dir das Insichkreisende, das Spielerische usw. in vielen unserer Texte schwer auf die Nerven geht, dass Du einfach anders schreibst. Das will Dir auch keiner austreiben. Aber, nur darauf will unser Herausgeber hinaus, ist die Zeitschrift wirklich nichts für dich. Freilich bringen wir den Text auch so, wie er ist. Aber, da stimme ich wieder zu, nützt seine Veröffentlichung bei uns weder Dir noch uns. Ich habe mich übrigens bereits erklärt, falls dein Text bei uns erscheint, einen Diskussionsbeitrag zu schreiben.“

Nun war der kleine Philosoph vollends verwirrt. Hatte der Redakteur nicht vor ein paar Tagen noch geschrieben, dass der Beitrag „nicht ganz“ passe – dass er also *fast* passte – und ergänzt, dass der kleine Philosoph „eine Überarbeitung in dieser Weise oder zumindest doch Richtung“ hinbekäme? Warum meinte er auf einmal, das „die Zeitschrift wirklich nichts“ für den kleinen Philosophen sei? Hatten sie sich in der Redaktion etwa darüber gestritten – das kam ja gelegentlich vor? Aber worüber, wenn doch die Ratschläge des Redakteurs „ohnehin ähnlich zu denen des Herausgebers“ gewesen wären?

Der kleine Philosoph hatte zehn verschiedene Interpretationen für die kleine Welt in der Redaktionsstube, aber keine wollte so richtig passen. Wie sollte man aber die Welt verändern, wenn sich bereits so eine einfache Sache nicht einmal richtig interpretieren ließ? Und wie stets, wenn er nicht weiter wusste, fragte der kleine Philosoph seinen Freund Heinz, was der denn von der ganzen Sache hielte, vielleicht konnte man ja was lernen.

Heinz aber sagte zum kleinen Philosophen: „Was du dir aber auch immer für komische Gedanken machst, dabei ist doch alles ganz einfach. Der Herausgeber ist gar kein richtiger Herausgeber, sondern ein Wichtigtuer, oder hast du schon mal eine Zeitschrift gesehen, in der die Hälfte der Beiträge vom Herausgeber geschrieben wurde? Deine Zeitschrift ist nichts als ein Herausgeber-Verkündungsorgan, wie die meisten Online-Zeitschriften in der neuen Zeit.“

Ja, Heinz hat für alles eine Erklärung parat, seufzte der kleine Philosoph. Für die kompliziertesten Sachverhalte fand er eine einfache Erklärung aus zwei, drei kleinen Gedanken, die vollkommen unfertig aussahen, aber doch irgendwie zusammenpassten. Und er schien sich auch nicht damit zu plagen, ob seine Gedanken unfertig waren oder nicht. Fragte man ihn danach, so antwortete er „Ihr Philosophen seid schon komische Leute. Es gibt Wichtigeres in der Welt als unfertige Gedanken. Die kann man weiterdenken, wenn es an der Zeit ist. Und die meisten erledigen sich sowieso von selbst. Das wissen doch alle!“

Heinz war aber nun richtig in Fahrt gekommen: „Und wie kann man eine Zeitschrift überhaupt so nennen – *Zeitschrift für unfertige Gedanken*? Oder hast du etwa schon mal einen Gedanken gesehen, den man nicht noch eine Windung hätte weiter denken können? Es

gibt überhaupt nur unfertige Gedanken – das ist eine Trivialität wie alles, was du in der Zeitschrift lesen kannst! Deshalb interessieren sich vernünftige Menschen auch schon lange nicht mehr für diese Zeitschrift.“ „Das kann nicht sein“, wendete der kleine Philosoph zögerlich ein, „die Leser sind doch die größte Sorge von Redakteur und Herausgeber, vor allem, dass sie nichts Unverdauliches vorgesetzt bekommen.“ „Ach, du unverbesserlicher Illusionist“, erwiderte Heinz, „da haben sie dir wieder was getrötet und du nimmst es für bare Münze. Warum schreiben sie dir denn nichts über ihre Leser, obwohl du doch extra gefragt hast? Doch nur, weil sie es selbst nicht wissen! Und wie sollen sie es denn auch wissen – eine Online-Zeitschrift kann doch jeder lesen. Nur bei den großen, die viel Geld kosten, muss man sich anmelden. Musstest du dich etwa anmelden? Na, das siehst du’s!“

„Aber warum schreiben sie mir dann so komische Sachen und nicht, worum es ihnen wirklich geht?“, fragte der kleine Philosoph, noch immer halb ungläubig. „Weil sie Angst haben“, antwortete Heinz, „dass die Leute merken könnten, dass sie nur Trivialitäten schwatzen. Aber das haben die Leute längst gemerkt, und nur ganz schlichte Gemüter glauben noch das, was dort getrötet wird.“

„Übrigens“, fuhr Heinz fort, „hat dir der Redakteur zwischen den Zeilen einen guten Rat gegeben – du sollst die Finger von der Zeitschrift lassen, sie ist nichts für dich. Den Rat würde ich an deiner Stelle beherzigen, denn sonst denken die Leute, du trötest auch. Der Redakteur scheint ein ganz schlauer Bursche zu sein und längst gemerkt zu haben, dass es mit der Zeitschrift abwärts geht.“

So war Heinz. Gestern noch hatte er vom Redakteur behauptet, dass er ein Hochstapler sei und heute war er auf einmal ein schlauer Bursche. Man wusste nie, woran man bei Heinz war und welche seiner vielen Interpretationen der Welt nun gerade galt. Der kleine Philosoph war irritiert und wusste gar nicht mehr, was er vom Redakteur denken sollte. War er denn nun ein großer Philosoph oder tat er nur so? Zwei Interpretationen der Welt, die widersprüchlicher nicht sein konnten. Und Heinz schien das nicht einmal zu stören! Der Redakteur sei „wie alle Menschen“, und schon war er fertig mit seinem Gedanken.

Der kleine Philosoph versuchte, auch einmal so zu denken – und schon begannen neue unfertige Gedanken in seinem Kopf zu kreisen. Könnte es nicht sein, dass die großen Philosophen auch nur Menschen waren, mit ihren Vorlieben und Schwächen, besonders aber der einen, dass sie Veränderungen der Welt nicht mögen, wenn sie selbst betroffen sind, auch wenn sie dauernd anderes redeten? Dann musste man bei den großen Philosophen aber genau hinschauen und unterscheiden zwischen dem, was sie redeten, und dem, was sie taten.

Dann könnte es gut und gerne auch sein, dachte der kleine Philosoph weiter, dass die großen Philosophen auch nur mit Wasser kochten, und es gar nicht schlimm ist, wenn sich die eigenen Gedanken mit denen des Altmeisters mischten, bis es nur so flutschte. Dass aber die großen Philosophen nur davor warnten, weil sie dann ja gewärtig sein müssten, dass niemand mehr auf sie hörte, wenn sie gar zu wichtigtuerisch mit einem gar zu unfertigen Gedanken herumstolzierten. Dann komme es aber *sogar besonders darauf an, sich eigene*

Gedanken zu machen, wenn man die Welt verändern wollte! Der kleine Philosoph war von sich begeistert – WAS FÜR EIN GEDANKE – und noch dazu ganz und gar und vollkommen sein eigener!

Doch schon kamen ihm Zweifel – vielleicht hatte der Altmeister ja genau *das* mit seiner These gemeint, denn er muss ja auch einmal als kleiner Philosoph angefangen haben. Vielleicht hatten *seine* Altmeister ihm Ähnliches eingeredet und er war auch schon über diesen Gedanken gestolpert? Da wurde der kleine Philosoph traurig, denn er wusste gar nicht, ob dieser schöne Gedanke nun sein eigener war oder doch wieder nur der vom Altmeister. Sein Freund Heinz aber sagte „Du Dummkopf, das ist doch ganz egal. Hauptsache, in deinem Kopf hat sich etwas geändert, und du glaubst den großen Philosophen nicht mehr alles aufs Wort, sondern denkst selbst.“ So einfach war für Heinz die Welt. Der kleine Philosoph aber dachte, das ist ja spannend – die Veränderung der Welt beginnt also im Kopf, wer hätte das gedacht.

Lieber Leser, derartige Haarspaltereien werden dich natürlich kaum interessieren, denn du willst endlich wissen, wie sich die Welt weiter veränderte, ob der kleine Philosoph dem Rat seines Freundes folgte und seinen Beitrag zurückzog, was Redakteur und Herausgeber dazu sagten, ob das Traktat vielleicht trotzdem herausgegeben wurde, in einer anderen Zeitschrift oder auf einem Preprint-Server, und vor allem, wie es mit der *Zeitschrift für unfertige Gedanken* weiterging.

Doch da müsste man ja bis in alle Ewigkeit schreiben, denn die Welt verändert sich dauernd weiter, und kein Ende ist abzusehen. Eine Geschichte muss aber einen Schluss haben, denn erst danach kann man sie herausgeben. Und die hier ist schon viel zu lang geworden. Allerdings weiß ich auch nicht so recht, was ich dir, lieber Leser, hätte ersparen können. Also machen wir an dieser Stelle einfach mal einen Punkt.

Und wenn dir, lieber Leser, ein so abrupter Schluss nicht passt, dann kannst du die Geschichte ja weiterdenken. Und wenn dir dazu nicht genügend eigene Gedanken einfallen, fertige oder unfertige, dann kannst du ja auch ein paar fremde druntermischen. Du kannst ja nach Brauchbarem googeln. Denn das Untermischen fremder Gedanken ist in der neuen Zeit in Mode gekommen, auch wenn die großen Philosophen laut *Plagiat* schreien. Die Heinze scheint das aber nicht zu stören, denn – so sagt man – sie haben kein Unrechtsbewusstsein. Aber die Heinze sind ja auch keine Philosophen.

In der neuen Zeit ist eben alles einfacher geworden, und man kann nicht nur die Verlage einsparen, sondern auch die Herausgeber und die Redakteure. So sehr hat sich die Welt schon verändert. Und davor hatte der Herausgeber große Angst. Bei dem Redakteur bin ich mir nicht so sicher.

Nachsatz speziell für meine Leserinnen: Du wirst sicher ärgerlich sein, dass in diesem Text keine Frauen vorkommen und auch die weibliche Form nicht berücksichtigt ist, wie es sich gehört, nicht einmal als großes „I“, wo man doch dem Computer sagen kann „Großes I überall einfügen“ und fertig – eine praktische Kiste, ich erwähnte es bereits. Aber es gibt Welten, in denen kommen eben keine Frauen vor. Du magst natürlich einwenden, dass es

ganz besonders darauf ankömme, gerade *das* zu verändern, und das mag ja vielleicht sogar stimmen. Aber das ist eine ganz andere Geschichte und hat mit dem Altmeister auch nicht viel zu tun.